

12 088

Erich Wustmann

Faltbootfahrt von Fjord zu Fjord

Mit vielen Fotos des Verfassers
und einer Karte



CBGiÓŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5168123

K. THIENEMANN'S VERLAG STUTTGART



12088

4 332

III

Umschlagzeichnung und Karte von Hans Ulmer

11.-20. Tausend
Gedruckt 1943 bei J. F. Steinkopf in Stuttgart
Printed in Germany

NH-68926 N-578190

Vorwort

Jungen und Mädels! Wenn ich euch in dem vorliegenden Buche eine tolle Geschichte erzähle, dürft ihr nicht glauben, daß es Seemannsgarn ist. Ihr kennt meine anderen Bücher und wißt, daß ich ins volle Leben greife, um euch ein Stück Wirklichkeit nahezubringen. Nordischer Wind, der aus meinen Büchern weht, soll euch von Menschen erzählen, die im steten Kampf mit der rauhen Natur liegen, und die mit uns blutsverwandt sind.

Als ich ein Junge war, verschlang ich die Geschichten kühner Wikinger, und ich lernte den Norden lieben, ohne ihn gesehen zu haben. Meine Gedanken zogen nordwärts, das Ziel meiner Sehnsucht verlor sich irgendwo im ewigen Polareis.

Heute ist mir der hohe Norden vertraut. Von Island bis nach Kola gibt es keinen Winkel, den ich nicht durchstöbert hätte. Auf Eisenbahnen und Schiffen, mit Autos, Flugzeug, Pferden und Rentieren führte ich meine bisherigen Reisen und Expeditionen durch, viele Jahre verbrachte ich unter Mitternachtssonne und in mörderischer Winterzeit der Arktis, um meiner völkerkundlichen Arbeit nachzugehen und für euch Bücher zu schreiben. Wenn mich aber jemand fragt, welche Reise mir in schönster Erinnerung geblieben sei, antworte ich ohne Zögern: Die erste Nordlandfahrt — im Faltboot!

Daß diese Fahrt zustande kam, verdanke ich den Hirschen. Denn die Hirsche verwüsteten mehrmals eine Pflanzung meines väterlichen Grundstückes, so daß sich mein Vater zum Verkauf dieses Stück Waldlandes entschloß. Vom Erlös drückte er mir einige Hunderter in die Hand und riet mir, sie nutzbringend anzuwenden. Auf welche Art ich das tat, war ihm gleichgültig, weil er wußte, daß ich kein Geld vergeudete.

Als neunzehnjähriger Bengel überlegt man da nicht lange. Ich hatte das Büffeln satt und wollte mit beiden Beinen in die Wirklichkeit springen! Also kaufte ich ein Faltboot, etwas Ausrüstung dazu, und schrieb auf das Boot den stolzen Namen „Sturmbräut“. Mit diesem Schiffelein gedachte ich keineswegs die Welt zu erobern, sondern ich wollte mit ihm in alle Winkel des Nordens fahren, um Land und Leute kennen-

zulernen und mir deren Sprache anzueignen, was mir auf späteren Reisen von großem Nutzen sein konnte. Es lag also weniger Abenteuerlust in mir, als der Drang, gründliches Wissen zu erlangen. Daß ich den richtigen Weg einschlug, erkannte ich viele Jahre später.

Wieviele Kilometer ich damals im Faltboot zurücklegte, weiß ich nicht. Mir lag die Rekordsucht fern. Wer es wissen will, kann die Strecke auf einer Landkarte ungefähr errechnen. Als ich nach neunmonatiger Fahrt zurückkehrte, veröffentlichte ich keinen Fahrtbericht, weil ich glaubte, viel größere Taten vollbringen zu müssen, um vor die Öffentlichkeit treten zu können. Heute, 13 Jahre später, weiß ich, daß ich damals ein ordentlicher Draufgänger gewesen sein muß, um diese Fahrt zu bestehen.

Jungen, euch erzähle ich nicht von dieser Fahrt, damit ihr die Arbeit hinwerft, ein Faltboot kauft und es nachmacht, sondern ich will euch das vermitteln, was ihr auf diese oder ähnliche Weise nicht erleben könnt. Wir stehen alle auf unserem vorgeschriebenen Posten und haben das zu erfüllen, was das Leben und die Heimat von uns verlangen. Ein jeder hat in seinem Beruf zu kämpfen und seinen Mann zu stehen. Wer etwas wagt, muß es zu Ende führen. Und ich will euch in diesem Fahrtbericht erzählen, wie ich es tat und wie ich mich trotz vieler Gefahren nicht unterkriegen ließ.

Da ihr nun einmal das Buch in die Hand genommen habt, fordere ich euch auf, blinder Passagier der „Sturmbräut“ zu sein. Ist mal nichts los und prasselt der Regen auf uns hernieder, dann laßt den Kopf nicht hängen, brechen aber die Wogen über den Mast und werden wir zum Spielball der See, dann kämpft mit mir und lacht unser trotziges, sieghaftes Jugendlachen! Deswegen, Jungen und Mädels, ahoi!

Erich Wustmann

Hals über Kopf ins große Abenteuer

Als ich an einem schönen Maientag nach Schweden kam, nahm ich mir vor, als bescheidener Wanderer durchs Land zu fahren, um stillvergnügt meine neue Umwelt zu erleben. Daß es bereits am ersten Tag anders kam, war gewiß nicht meine Schuld.

Ich war an diesem Ankunftsstag einer der vielen Fremden, der mit neugierigen Blicken das Fährschiff verläßt, um gemächlich durch die Straßen Trelleborgs zu gehen und in einem Hotel zu landen. Dort bezog ich ein Zimmer, aß Abendbrot, schlief und frühstückte, wie es tausend andere Menschen tun, wenn sie auf Reisen sind. Daß mich kein Mensch verstand, ließ mich gänzlich kalt. Zum Schluß bat ich um einige Briefmarken und die Rechnung. Das Fräulein nannte eine Summe, die ich nicht verstand, und ich bezahlte mit einem Zehnkronenschein. Statt das zurückerhaltene Geld nachzuzählen, eilten meine Gedanken voraus, um die Seefahrt anzutreten. Zehn Minuten später zockelte ich mit dem Faltbootwägelchen durch die Straßen und wunderte mich nicht wenig, daß mich der Wirt begleitete. Andere Länder, andere Sitten; ich fand mich damit ab. Wie groß war jedoch meine Überraschung, als der Mann behauptete, ich hätte die Rechnung nicht bezahlt! Dumm muß ich dreingeschaut haben, denn der geprellte Wirt, der plötzlich gut deutsch sprach, erkannte wohl an meiner Unschuldsmiene, daß ich ihn ohne mein Wissen betrogen hatte. Ich war der Meinung, mit dem Zehnkronenschein die ganze Rechnung bezahlt zu haben, doch das Fräulein hatte mich falsch verstanden und mir nur die Briefmarken angerechnet. Also war ich davongegangen und hatte den Wirt um das Geld gebracht. Trotz dieses peinlichen Zwischenfalles schieden wir in bester Freundschaft, so daß ich guter Dinge mein Faltboot aufschlagen konnte.

Einige Fischer und Hafendarbeiter kamen und sahen dem Aufbau zu. Sie standen breitspurig da, hatten die Hände in die Hosentaschen vergraben und kauten. Sie kauten alles, was irgendwie mit Tabak zusammenhing, mitunter sogar Schnupftabak. Ab und zu spuckten sie braunen Saft auf das Pflaster, so daß ich zuletzt mit meinem Boot wie auf einer Insel stand, die ein breiter brauner Streifen umgab.

Ein Fremder braucht nur einen Tag in Schweden zu sein, um die Unterschiede in der Bevölkerung zu erkennen. Während der Hafendarbeiter und Fischer einen Overall oder eine andere abgewetzte Kleidung trägt, kommt der Kaufmann mit steifem Hut und abgetragenen Anzug daherstolz. Bei längerem Aufenthalt im Lande weiß man daher sofort, was dieser oder jener treibt.

Diese Unterschiede sind wohl gemerkt nur äußerlich. Denn Kauen und Spucken tun sie alle, auch fühlen sie sich menschlich auf gleicher Stufe stehend. Daß man sich aber in der äußeren Erscheinung auch gründlich täuschen kann, mußte ich auf einer späteren Reise erfahren. Da bot ich nämlich einem Manne, der mir bei Schneeschlick und Regen eine Unterkunft besorgte, fünfzig Öre an, ohne zu ahnen, daß er Fabrikbesitzer war und über hundert Arbeiter beschäftigte!

Aber zurück nach Trelleborg und der „Sturmbräut“, die fertig aufgebaut auf einem Damm im Hafen lag. Sie war nicht groß, sondern ein etwas über fünf Meter langes und 90 Zentimeter breites Klepperboot. Daß sie zweisitzig war, kam meiner Bequemlichkeit zugute. Denn wenn ich mich wie ein Aal ausstreckte und das Gepäck gut verstaute, konnte ich auf der Luftmatratze schlafen.

Ich brachte das Boot mit Hilfe eines Arbeiters zu Wasser, setzte das Segel und rauschte, stolz wie ein Schwan, davon. Mir selber war gar nicht wie einem Schwan zumute, denn das viele Wasser war mir fremd. Ich hatte die Elbe mit dem Boot befahren, hatte die Ostsee mir auch einmal angesehen, war aber niemals mutterseelenallein auf diesen großen „Teich“ hinausgesegelt. Es war deswegen etwas unheimlich, von Wind und Wellen westwärts getrieben zu werden.

Nach einer Stunde gewöhnte ich mich an die Schaukelei und betrachtete mit stillem Behagen meine neue Welt. Das Land gefiel mir nicht, weil es flach und eintönig war. Hier und dort ragte eine Windmühle in das Himmelsblau oder ein Gehöft träumte unter alten Bäumen, während der Bauer hinterm Pfluge schritt und sein Feld bestellte.

Die See war mir dagegen neu, sie gefiel mir so gut, daß ich bis zum Abend fuhr und unter einem Weidenstrauch das Lager aufbaute. Ich errichtete über dem Boot ein kleines Zelt, kochte Tee, aß einige Scheiben Brot und kroch unter die Decke, um kurze Zeit zu schlafen. Denn kaum war ich eingeschlafen, pochte es an Zelt und Boot. Acht Mädchen umstanden mich und sprachen auf mich ein! Und ich Ärmster saß auf der Luftmatratze und hielt mit gemischten Gefühlen dem Ansturm stand. Was sie von mir wissen wollten, verstand ich nicht. Sie neckten mich

zwei Stunden lang, bis ich aufsprang und die Flucht ergriff. Die Mädchen hatten jedoch Zeit. Sie warteten auf meine Rückkehr und zogen mich immer wieder in ihre Unterhaltung, obwohl ich kein Wort verstand. Das trieben sie bis Mitternacht. Dann konnte ich endlich in Ruhe schlafen.

Der nächste Tag war geradezu langweilig, denn auf See und Land war nicht viel los. Da mir der Wind entgegen kam, mußte ich paddeln. Ich tat es wiederum bis zum Abend und ging an Land. Es war ein trostloses Stück Land, auf dem nur Strandhafer gedieh. Ein junger Vogel piepste im Sand. Ich nahm ihn auf und fütterte ihn mit Mücken. Dann legte ich mich unters Zelt und schlief. Im Halbschlaf vernahm ich noch das Gezirp des kleinen Vogels, das im Rauschen des plötzlich einsetzenden Regens erstarb. Es goß wie mit Kannen! Ein Gewitter zog schnell vorbei, nur der Regen hielt an.

In stockfinsterer Nacht weckte mich das Knurren eines Hundes. Wie es schien, hatte er es auf mich abgesehen, denn er versuchte durch Scharren ins Boot und Zelt zu dringen. Als ich ihn verjagen wollte, schnappte er nach meiner Hand. Zwei verummte Gestalten, die mit einer Taschenlampe auftauchten, retteten mich vor der knurrenden Bestie. Kaum war sie jedoch still, sprachen die Gestalten auf mich ein, ohne daß ich sie verstand. Wahrscheinlich waren sie Banditen, die es auf meine wenigen Kronen abgesehen hatten! Ich überlegte hin und her, wie ich die Burschen erledigen sollte. Sie einfach anzufallen, wagte ich nicht, weil sie wie Riesen in der Finsternis standen. Außerdem war es nicht einfach, den Köter mit einem Fußtritt ins Jenseits zu befördern. Ich befand mich wirklich in einer schlimmen Lage, zumal weit und breit keine Menschenseele wohnte.

Der eine Bandit bückte sich und leuchtete den Bootsnamen an. Wenn ich mich auf ihn stürzte, konnte ich ihn glatt überwältigen! Da nahm der zweite „Bandit“ seine Mütze vom Kopf, sprach auf mich ein und zeigte mir — das Zeichen des schwedischen Zolls! Nachdem ich ihnen den Paß vorgelegt hatte, schieden sie mit kräftigem Händedruck und höflicher Entschuldigung. Die Beamten hatten ihre Pflicht getan, der Regen aber auch. Er hatte während der nächtlichen Unterhaltung Boot und Zelt gründlich eingeweicht. —

Wollte ich von den kommenden Tagen erzählen, würde meine Geschichte sehr langweilig sein. Ich erlebte erst wieder interessante Tage, als ich in die Nähe des Göta-Flusses kam. Das Wetter war nicht besonders schön, denn es regnete fast täglich, doch war die Gegend sehr

abwechslungsreich. Ringsum lagen unbewohnte Schären und Klippen. Steinwarten, Blinkfeuer und Wracks kennzeichneten den Seeweg, während das Festland bergiger wurde. Brandung und Strömung ließen mich nur langsam vorwärtskommen, so daß ich wochenlang in diesem Schären-gürtel lag.

Der Sturm hatte mir damals noch keine Möglichkeit geboten, das Faltboot zu erproben. Ich ging der donnernden Brandung nur allzu gern aus dem Wege und hütete mich, rauher See zu begegnen. Einige Wochen später lachte ich über meine überstandene Ängstlichkeit, denn das Skagerrak machte aus mir einen Seemann, den, wie es so schön heißt, nichts erschüttern kann.

Im Verlauf der ersten Wochen hatte ich fleißig Schwedisch gelernt, so daß ich bereits kleine Gespräche führen konnte. Segelte ich durch die Schären, so betrachtete ich das umliegende Land oder steckte die Nase in den kleinen Sprachführer. Dann glitt das Boot in ruhiger Fahrt an den vielen Inseln vorbei, und ich hatte nur die Ruderleine zu halten und aufzupassen, daß ich nicht vom Kurs abkam.

Eines Tages überraschte mich jedoch dichter Nebel. Nach einer in einem Bauernhof verbrachten Nacht geriet ich plötzlich in die Waschküche und wußte kaum, wie ich mich durch das Schärengeirr finden sollte. Außer Boot und einem Stückchen See konnte ich nichts erkennen. Also fuhr ich nach dem Kompaß und hoffte, auf richtiger Bahn zu sein.

Eine Zeitlang geschah nichts. Aber dann paddelte ich auf ein Riff, bevor ich es entdeckte. Krachend fuhr das Boot über den muschelbedeckten Stein und holte sich sein erstes Loch! Ich stieg aus, zog das Boot auf die Schäre und besah mir den Schaden. Da war eigentlich nicht viel zu tun, weil auf nassem Gummi kein Klebemittel hält. Aber bereits damals kam ich auf den Gedanken, den Spirituskocher zu Rate zu ziehen. Ich stellte ihn brennend unter das Boot und trocknete vorsichtig die beschädigte Stelle. So verfuhr ich auf der ganzen Fahrt und besserte selbst bei strengster Kälte und vollständiger Vereisung die schlimmsten Verletzungen aus.

Nach dieser ersten Panne ließ die zweite nicht lange auf sich warten. Ich steuerte nämlich mit Affengeschwindigkeit einen Richtungspfahl an und nahm ihn so haargenau aufs Korn, daß im „Vorschiff“ zwei Spanten brachen. Nun hatte ich eigentlich von dieser hoffnungslosen Fahrt durch dichten Nebel genug und gedachte irgendwo an Land zu gehen. Aber da befand sich vor mir ein Motorboot, dessen Sirene immerfort heulte. Ich hatte mächtig aufzupassen, um das entgekommene Boot nicht

zu rammen. Denn den kürzeren hätte ich gezogen. Doch weiß der Kuckuck, das heulende Fahrzeug blieb vor mir und lag einmal steuerbord- und das andere Mal backbordseits. Wenn ich nicht wie besoffen durch den Nebel torkelte, so mußte es dieses fremde Fahrzeug tun. Um der Gefahr zu entgehen, warnte ich meinerseits mit der Signalpfeife. Fast gleichzeitig kam von drüben ein lautes „Stopp!“ Also stoppte ich und startete gespannt in die verwünschte Waschküche. Ein großes weißes Motorboot schälte sich langsam aus dem Grau und kam längsseits. Es war wieder einmal der schwedische Zoll. Wir wechselten nur einige freundliche Worte, dann nahmen sie mein Boot ins Schlepptau. In voller Fahrt ging es durch den Nebel, etwa eine Stunde lang, bis sie mir die Leine zuwarfen und ich vor einer breiten Freitreppe lag.

Die Zollformalitäten waren schnell erledigt. Denn als ich den Beamten aufforderte, an Bord zu gehen und das Gepäck zu untersuchen, betrachtete er mißtrauisch meinen Wackelpott und erklärte mit saurem Lächeln, die Sache wäre in Ordnung.

Die Stadt war Strömstad, ein Ort, von dem ich des Nebels wegen nicht viel sah. Ich hatte auch keine Lust, durch Städtebesichtigungen Zeit zu verlieren, weil mein Geld knapp geworden war. Zwei Kronen klimpten noch in meiner Tasche, die bis Oslo reichen mußten! Ich fuhr also trotz des Nebels weiter und kam nach Halden, der norwegischen Grenzstadt, die damals noch Fredrikshald hieß, und wo mich zwei brummige Beamte empfingen. Meine Grenzübergangsgenehmigung war nämlich längst verfallen. Ich sollte umkehren und einen neuen Antrag stellen! Da alle meine Bekehrungsversuche fehlschlügen, erklärte ich mich mit der Umkehr einverstanden. Denn Halden liegt ein gutes Stück landeinwärts am Fluß, so daß ich sowieso umkehren mußte, um die Küste wieder zu erreichen. Dort fuhr ich jedoch nicht etwa nach Schweden zurück, sondern stach mopsfidel in See, um Oslo aufzusuchen und die Aufenthaltsgenehmigung zu erbitten, die damals jeder Ausländer besitzen mußte, wenn er längere Zeit im Lande bleiben wollte. Die Osloer Beamten lachten über meinen Streich und gaben mir bereitwilligst die erwünschte Genehmigung.

Als ich Halden verließ und mit der Strömung des breiten Flusses an Gehöften und Gärten vorbetrieb, überholte mich ein Dampfer, der ein Floß von 12 000 Festmeter Holz schleppte. Daß sein Ziel der Oslofjord war, wußte ich nicht. Auf gut Glück band ich mein Boot an das Floßende, streckte mich auf der Luftmatratze aus und genoß das friedliche Bild der Küste, über die sich der blutrote Schein der sinkenden

Sonne ergoß. Kinder sprangen schreiend am Ufer umher, wenn sie mein kleines Fahrzeug entdeckten, weil sie eine so kleine „Nußschale“ zum ersten Male sahen. Auch die Erwachsenen traten vor ihre Häuser, sahen zu mir herüber, schüttelten die Köpfe oder winkten, wenn sie sich von ihrer Überraschung erholt hatten. Die einzigen, die nichts von mir und meinem Wackelpott sahen, waren die Leute auf dem Schlepper. Ich dachte gar nicht daran, mich ihnen bemerkbar zu machen, weil ich befürchtete, davongejagt zu werden. Also verbarg ich das Boot hinter den treibenden Stämmen und kaute vergnügt auf einer Brotrinde, dem letzten Schatz meiner Proviantkiste.

Während ich ahnungslos das Land betrachtete und hier und dort einen Bauernhof skizzierte, sauste plötzlich haargenau neben dem Boot ein Untier aus der Tiefe! Hai, Wal oder Seeschlange! Ich wußte vor Schreck nicht, was es war. Erst als sich das auftauchende Ungeheuer beruhigte, erkannte ich in ihm einen Richtungspfehl, den das Floß unter sich gedrückt hatte und der am Ende krachend aus dem Wasser schoß. Kaum war dieser erste Schreck vorbei, wiederholte sich das gefährliche Spiel mit den auftauchenden Pfählen. Ich dachte aber gar nicht daran, mein Versteck zu verlassen, und so gewöhnte ich mich auch an die empor-schnellenden Pfähle.

Als wir die Küste erreichten, gab es keine Pfähle mehr. Der Schlepper stach geradeaus in See, und ich folgte ihm und seiner Last, ohne zu wissen, wohin es ging. Da er nordwestlichen Kurs einschlug, war ich mit seiner Richtung einverstanden. Ich legte mich schließlich auf die Luftmatratze, dachte an die Heimat — und schlief ein.

Unruhige See weckte mich. Es war kurz vor Mitternacht. Dämmerung lag über der weiten See, auf der die Wellen rauschend überbrachen. Fern im Osten lag ein dunkler Streifen, von dem man nicht sagen konnte, ob es einbrechende Nacht oder Waldland war.

Obwohl die Stämme des Floßes hoch aufgeschichtet waren, boten sie mir wenig Schutz vor den überbrechenden Wellen. Außerdem riß das Boot so gewaltsam an der Vertäuung, daß sie bald reißen mußte. Ich gab deswegen mein Versteck auf und paddelte an dem Floß vorbei zu dem Schleppdampfer, um mich über dessen Ziel zu erkundigen. Der Käptn, der wie ein eingesperrter Löwe auf der Brücke auf und ab gegangen war, blieb plötzlich stehen, starrte mich verwundert an, spuckte über die Verschanzung und kratzte sich hinter den Ohren. „Teufel, wo kommst denn du her?“ wollte er endlich wissen.

„Aus Deutschland“, gab ich zurück.

„Nun komm erst mal an Bord und trink einen Korn“, forderte er mich auf. Aber ich verzichtete, weil ich das Boot in der bewegten See nicht allein lassen konnte. Wohin er wohl führe? fragte ich.

„Nach Holmestrand“, kam der Bescheid von oben.

Durch das Gespräch aufmerksam geworden, steckten einige Seeleute die Köpfe über die Reling. Ich warf ihnen die Leine zu, und so kam ich zwischen Schiff und Floß, das in weitem Abstand nachgeschleppt wurde, in das Schlepptau. Dort blieb ich, bis die Sonne über den Osthorizont stieg. Ich kann nicht sagen, daß diese Fahrt für mich bequem gewesen wäre, denn mein kleines Boot wurde nicht nur von der bewegten See als Spielball benutzt, sondern es geriet oft in die Wirbel des Kielwassers, so daß es mich gehörig durchrüttelte. Auf eigene Faust weiterzufahren, hatte ich aber auch keine Lust, weil uns der Wind entgegen stand.

Als wir der Küste näherkamen, ging ich auf den Schlepper und vertrat mir die Beine. Der Käptn erzählte von Land und Leuten, von Telemarken und vom Hardanger, die er für die prächtigsten Landstriche Norwegens hielt.

Vor uns lag der Oslofjord, den mäßig hohe Berge umgaben. Im Nordwesten, weit hinter den bewaldeten Höhen, lagen steile Gebirgszüge, auf denen Firnschnee leuchtete. Die hohen Berge verschwanden jedoch hinter dem Vorland, je näher wir ihm kamen. Bewaldete Küste und grüne Inseln breiteten sich hinter dem grünblauen Meere aus, Blockhäuser verbargen sich wie weiße und rote Tupfen in dem dunkeln Kiefernwald.

Bevor wir die Cellulosefabrik in Holmestrand erreichten, bestieg ich mein kleines Boot und paddelte davon. Kaum hatte ich jedoch Schlepper und Floß verlassen, geriet ich in ein neues Abenteuer. Das Verhängnis nahte sich mir in Gestalt einer schweren Hansa-Maschine, die startend auf mich losgebraust kam und die mich überrennen mußte. Diesem donnernden Ungetüm aus der Bahn zu gehen, war unmöglich. Es war plötzlich da, fuhr heulend auf mich los, Schaum stand wie eine Wand vor mir — doch da riß sich die Maschine aus dem zischenden Wasser, stieg auf und fuhr wie eine Furie über meinen Wackelpott. Ich schaute ihr betroffen nach, weil mir die Rettung zu überraschend kam. — Fünf Jahre später, in einem kleinen Hotel in der Nähe Bergens: Wir sind eine kleine Gesellschaft fröhlicher Menschen und erzählen lustige Schnurren und einige recht tolle Begebenheiten. Ein Fliegerhauptmann berichtet von einem Flug über den Jostedalsgletscher, von bockender Maschine, streikenden Motoren und glücklicher Landung. Da lacht ein Leutnant und ruft vergnügt: „Bockende Maschine! Ich habe mal vor

Jahren einen Bomber nicht nur bocken, sondern geradezu springen lassen! Das war eine tolle Geschichte! Ich kam von einem Probeflug, setzte auf den Fjord, gab Vollgas, um abermals aufzusteigen, und in diesem Augenblick entdeckte ich vor mir einen treibenden Gegenstand. Anfangs hielt ich ihn für einen toten Wal, als ich aber auf dem Wal eine menschliche Gestalt entdeckte, hielt ich das Ganze für ein gekentertes Boot. Ein Zusammenstoß schien unvermeidlich zu sein. Im letzten Augenblick gelang es mir jedoch, die Maschine hochzureißen und das Wrack zu überspringen. Der Schreck war mir ordentlich in die Glieder gefahren. Erst als ich in sicherer Höhe war, kam es mir in den Sinn, dem Unglücklichen zu helfen. Ich kehrte also um, überflog die verhängnisvolle Stelle und glaubte doch genarrt zu werden. Denn da saß ein Paddler vergnügt in einem Gummiboot und winkte zu mir herauf.“ Während die andern gespannt zuhören, fange ich an zu lachen und erkläre, daß ich jener Schiffbrüchige auf dem toten Wale war. —

Damals kam mir dieser Zwischenfall nicht besonders lustig vor. Ich winkte dem Piloten zu, als Zeichen, daß ich noch lebte, zog das Segel auf und überquerte den Fjord. Zwei Seehunde steckten ihre runden Köpfe aus dem Wasser, dann verschwanden sie, um unweit abermals aufzutauchen.

Mit leeren Taschen und großem Hunger ging ich jenseits des Fjordes an Land, um etwas Eßbares aufzutreiben. Brennesselsuppe soll mitunter sehr bekömmlich sein. Also kochte ich Brennesselsuppe. Aber zu essen ging sie nicht. Deswegen schüttete ich sie weg, setzte mich in das Boot und segelte weiter. Der Wind war plötzlich günstig, und ich legte in rascher Fahrt eine weite Strecke zurück.

Als ich mich der kleinen Stadt Dröbak näherte, kletterte in einem Garten die deutsche Flagge am Mast empor. Anständig und bescheiden erwiderte ich mit dem Fähnlein im Topp den Gruß. Als mich der Zoll anrief und ich an Land gehen mußte, stieß ich auf eine deutsche Dame, die mich zu einer Tasse Kaffee einlud. Ich schämte mich, salzverkrustet, braun wie ein Neger und bettelarm vor ihr stehen zu müssen, und mir war es gar nicht lieb, daß ich mit ihr gehen sollte. Als gar noch zwei erwachsene, hübsche Töchter kamen, glaubte ich, in die Erde versinken zu müssen. Denn während die Damen schön und strahlend und mit gepflegten Händen am Tisch auf der Veranda saßen, verbarg ich meine braunen, rissigen Hände mit den abgerissenen Nägeln an den Fingern, und ich zupfte vergeblich an den salzverkrusteten Ärmeln der Jacke, die vor allzu großer Nässe zu klein geworden waren. Meine liebenswürdigen

Gastgeberinnen halfen mir jedoch schnell über die Verlegenheit hinweg, und zuletzt wurde es so gemütlich, daß ich bis zum nächsten Morgen bleiben mußte.

Als ich weiterfuhr, erkannte ich erst die Schönheit des Oslofjords, weil mich der Hunger nicht mehr plagte. Das Wetter war schön, und die Menschen winkten mir zu, weil sie in den Zeitungen von meiner Fahrt gelesen hatten. Ich war nun weit und breit als „tyske kanororen“ bekannt, alle jubelten mir zu, und kein Mensch wußte, wie armselig ich mir mit meinem schändlichen Hunger vorkam.

Vor Oslo erwarteten mich einige Motorboote. Es gab Begrüßungen hinüber und herüber, die Stadt lag wie ein weißes Meer vor mir, idyllische Inseln umgaben sie, Boote und Schiffe aus allen Ländern bevölkerten den Hafen, und ich irrte durch die Straßen und erlebte die niederschmetternde Nachricht, daß die für mich bestimmte Post nach Stavanger weitergeleitet worden war. Wie das geschehen konnte, blieb mir ein Rätsel. Jedenfalls saß ich mit leeren Taschen in Oslo und hungerte. Meine Notlage einzugestehen, hütete ich mich vor jedermann.

Der Zufall führte mich wieder einmal mit freundlichen Menschen zusammen, die mich einluden, ohne daß sie wußten, wie traurig es mir erging. Auf einer kleinen Insel im Oslofjord verbrachte ich einen vergnügten Tag. Am Abend gab es Tanz im Freien, eine „Kapelle“ spielte mit Trompeten, zerbeulten Stürzen und durchlöcherten Kochtöpfen, und ich lernte das Wochenende der Norweger ausgiebig kennen. Eigentlich sind die Norweger fast allabendlich so lustig, weil sie die hellen Nächte feiern, solange man sie eben feiern kann. Im Herbst, wenn es keine hellen Nächte mehr gibt, kommen sie zusammen, um die Langeweile totzuschlagen. Sie lieben die Geselligkeit und finden immer einen Grund zum Festen. Deswegen sollte ich viele Tage in Oslo bleiben. Aber ich fühlte mich in meinem salzverkrusteten Seemannspäckchen nirgends wohl. Oslo war voll gutangezogener Menschen. Vor allem voll Studenten und Studentinnen, die auffällig auf „Karl Johann“*) spazieren gingen, mit ihren dünnen Rohrstöckchen wippten und die Leute verkohlten.

Ich setzte mich nach kurzem Besuch ans Ruder und glitt unter vollem Segel zum Fjord hinaus. Einige Motorboote begleiteten mich, bis auch sie zurückblieben und ich allein dem Skagerrak entgegenfuhr.

*) Eine bekannte Straße der Stadt

Vom Regen in die Traufe

Wißt ihr, Jungen, was Regen ist? Mit Worten kann man es schlecht beschreiben. Seeleute und Soldaten haben ihre besonderen Bezeichnungen dafür, wenn aber der Regen wochenlang vom Himmel plätschert, sagt man gar nichts mehr dazu, sondern erträgt ihn murrend oder schweigend.

Kaum hatte ich Oslo verlassen, regnete es in Strömen. Wind und See standen mir entgegen. Während ich mich kräftig in das Paddel legte, überholte mich ein alter Segler, der aufkreuzend gegen Wind und Wellen fuhr. Ich schoß auf ihn zu, erwischte sein Beiboot und hatte im Handumdrehen die Leine meines Bootes an ihm befestigt. Als der Rudergast des Seglers sah, daß mir das kleine Manöver glückte, nickte er zufrieden, spuckte in die See und legte das Fahrzeug hart gegen den Wind. Wie von Teufeln gepackt stob der Segler durch das aufbrausende Wasser und schleppte mich hinterdrein, daß mir Hören und Sehen verging! Denn wenn mein Wackelpott diese Gewaltprobe bestand, konnte ich getrost mit ihm bis nach Spitzbergen fahren! Er bestand sie tatsächlich, und er bestand noch viel mehr. Denn als der Segler in die Fjordmitte kam, drehte der Rudergast hart bei. Das Boot brauste in den Wind und legte sich mit krachenden Segeln auf die Leeseite. Mich riß es unbarmherzig hinterdrein. Schon sausten wir wieder der Küste zu, wo sich das Manöver wiederholte. Und so ging es hin und her, Stunde um Stunde, bei kaltem Wind, hochgehender See und klatschendem Regen. Ich hatte schon nach den ersten Minuten von dieser Segelei genug und wäre am liebsten ausgekniffen, doch war es mir unmöglich, das Beiboot zu erreichen und die Leine einzuholen. Erst als auf dem Segler ein kleiner Schaden entstand und das Boot die Wellen abreiten mußte, kappte ich schleunigst die Leine und paddelte davon, um mich nie wieder mit einem Segler einzulassen.

Ungünstige Strömung ließ mich nicht weiterkommen. Ich ging deswegen an Land und hoffte, irgendwo auf Ansiedlungen zu stoßen. Mitten im dichten Wald traf ich ein Mädchen, das an einem Quell Wasser schöpfte.

„Hallo!“ rief ich, um mich bemerkbar zu machen.

Sie sah mich mit großen Augen an und fragte in deutscher Sprache: „Wo kommen Sie her?“

Als sie es erfahren hatte, erwiderte sie freundlich: „Dann müssen Sie über Nacht bei uns bleiben. Wir sind deutsche Kolonisten.“

Gern bin ich geblieben, denn bei ihnen fand ich ein Stück Heimat. Sie waren nach Norwegen gekommen und gründeten abseits der Dörfer eine Kolonie. Keine Straße führte zu ihnen, ihr Pfad war voller Wurzeln und Löcher. Dunkler, dichter Wald umgab ihre Häuser und Felder, doch waren diese wenigen Deutschen voller Arbeitslust und froher Zuversicht. Ihre Arbeit war hart, viel härter vielleicht als in der Heimat. Aber die Heimat bot ihnen nach dem Weltkriege eine schlechte Zukunftsmöglichkeit, so daß sie auswanderten, um in der Fremde ihr Glück zu versuchen. Jetzt arbeiteten die Männer in einer Fabrik, die sie nach stundenlangem Marsch erreichten, und am Abend erbauten sie ihre Häuser und bestellten das Feld. Sie wahrten Sprache und Sitten der Heimat und sangen unsere alten deutschen Lieder.

Sie sind übrigens nicht die einzigen Deutschen an der Küste des Skagerraks. Da gibt es nämlich viele Gräber, in denen im Weltkrieg gefallene deutsche Seeleute ruhen. Hier und dort besuchte ich sie und lehnte einen Strauß Feldblumen an die Kreuze, um die toten Kameraden zu grüßen, die für uns gefallen sind. —

Tagelang rauschte der Regen vom grauen Himmel, während die Wellen schäumend überbrachen. Das Skagerrak zeigte mir Tag für Tag seine schlechteste Seite. Wo die Schären einen Durchschlupf ermöglichten, konnte mir die See nicht gefährlich werden, doch geriet ich immer wieder vor offene Küstenstrecken, wo mir Wellen und Brandung viel zu schaffen machten. Jetzt mußte ich freilich über die Ängstlichkeit der ersten Tage und Wochen lachen, denn was mir damals gefährlich erschien, war an der Skagerrakküste Spielerei.

Wenn nur der Hunger nicht so gräßlich in meinen Därmen gewühlt hätte! Er schwächte mich und nahm mir die Freude an der Weiterfahrt.

Einmal schlug ich mich stundenlang durch hohe See und Regen, während mich der Hunger plagte. Ich hielt auf einige Klippen zu, die schwarz und steil, von schwerer Brandung umtobt, aus dem Meere stiegen. Auf der windgeschützten Seite sprang ich in einem günstigen Augenblick an Land und zog das Boot auf die klitschnassen Steine. Dann warf ich mich nieder, nahm das Messer zwischen die Zähne und einige Steine in die Hände und kroch über die Klippe. Über mir kreisten häßlich schreiend eine Anzahl Heringsmöwen. Mit gierigen Augen suchte ich die Felsspalten nach jungen Möwen und Eiern ab. Nichts war zu entdecken. Wahrscheinlich war den Seevögeln die Schäre zu klein, so daß sie auf ihr nicht brüten mochten.

Ich steckte das Messer in die Scheide und warf enttäuscht die Steine

fort. Dann saß ich eine Zeitlang im Regen auf der Klippe, die Seepocken und Muscheln betrachtend, die an den meerumspülten Steinen hafteten. Hungrig, wie ich war, brach ich einige los und betrachtete mir die kleinen Muscheltiere. Groß waren sie nicht, aber wenn ich einige Dutzend in den Kochtopf warf . . .

Es war eine zermürende Arbeit, im strömenden Regen auf einer umbrandeten Klippe einige Dutzend Muscheln zu erbrechen. Als ich damit fertig war, schob ich das Boot von den Steinen, sprang hinein, schloß das Verdeck und zog das Segel auf, um das Festland zu erreichen. Dort angekommen, trieb ich das Fahrzeug in eine Bucht, ging an Land, suchte Treibholz und entfachte ein Feuer, das vor Nässe nur spärlich brannte. Als die Muscheltiere endlich kochten, sah ich mit Schrecken, daß sie zusammenschrumpften und ganz hart wurden. Es war, als kaute ich auf Gummi. Aber gegessen habe ich sie trotzdem, und selbst die Brühe verschwand im Magen, obwohl sie nur aus Quell- und Seewasser und ein wenig Ruß bestand.

Dann setzte ich mich wieder in das nasse Boot und paddelte durch stürmische See, bis ich vor Ermattung nicht mehr weiter konnte. Deshalb ging ich an Land und suchte einen kleinen Hof auf, um ein Nachtlager zu erbitten. Es war dies das einzige Haus in Meilenweite. Kaum hatte ich jedoch die Gartentür aufgestoßen, fuhr ein wütender Köter aus dem nächsten Gebüsch und biß mich ins Bein. Daß ihm im nächsten Augenblick die Stiefelspitze an die Nase fuhr, war seine Schuld. Aufheulend ließ er von mir ab und jagte auf das Haus zu, wo soeben laut scheltend eine Frau erschien. Wen sie verwünschte, wollte ich gar nicht erfahren. Mit einer flotten Kehrtwendung war ich zum Tor hinaus und verschwunden.

Regen, Hunger und stürmische See; mir war das ganz egal. Ich legte mich in das Boot, zog eine nasse Zeltbahn über den Kopf und schlief ein. Wie lange ich geschlafen, weiß ich nicht. Es war jedenfalls dunkel, als ich erwachte. Das Boot wiegte sich auf der Flut, während der Regen auf die Zeltbahn trommelte. Durch ein Guckloch sah ich ein Stück schwarzgrauen Himmel über mir. Schläfrig drückte ich das Gesicht in den Jackenärmel und wollte weiterschlafen.

Das Wiegen des Bootes kam mir plötzlich recht sonderbar vor. Es war, als tanzte es über Wellen. Ich schlug die Zeltbahn zurück und gewahrte mit Schrecken, daß mich weite See umgab. Der Wind hatte sich gelegt und die See geglättet.

Mit einem Ruck saß ich auf der Luftmatratze und rieb mir den Schlaf

aus den Augen. Klüverbaum und Katzenschwänze, jetzt hatte mich eine leichte Brise auf das Skagerrak hinausgetrieben! Soweit ich sehen konnte, gab es kein Land. Wo es lag, verriet mir der Kompaß. Also paddelte ich in nordwestlicher Richtung drauflos. Ein Küstenstreifen tauchte endlich vor mir auf. Als ich ihn jedoch erreichte, war es kein Festland, sondern eine Insel, die in der Dunkelheit unwahrscheinlich groß erschien. Ohne Umschweife lief ich sie an und ging an Land. Eine Ruine erhob sich vor mir mit zerfallenen Mauern. Ein Torbogen war dabei, und anschließend ein stockfinsterer Gang. Vergebens suchte ich nach trocknen Streichhölzern. Während ich meine Taschen durchwühlte, sauste plötzlich ein schwarzer Schatten aus dem Gang und an mir vorbei, um hinter dem Torbogen zu verschwinden. Ein zweiter folgte, und ein dritter warf mich um, so daß mir Hören und Sehen verging! Hinter dem Torbogen meckerten daraufhin drei Schafe, als freuten sie sich über den Schreck, der mir in sämtlichen Gliedern lag.

Ich verbrachte die restlichen Stunden der Nacht in der Ruine und freute mich, nach der Irrfahrt einen so trocknen Platz gefunden zu haben. Als ich am späten Morgen erwachte, gab es wieder Regen, Wind und bewegte See.

Um zu frühstücken, lief ich eine Schäre an, auf der viele Seevögel nisteten. Vor allem hatten es mir die Enten angetan, deren Eier vorzüglich schmecken. Leider fand ich nur ein Nest mit fünf Eiern, von denen drei Stück angebrütet waren. Ich ließ sie deswegen liegen und begnügte mich mit den Möweneiern, von denen es sehr viele auf der Schäre gab. Zwanzig Stück las ich auf, verstaute sie vorsichtig in Taschen und Schnupftuch und trug sie über die Schäre. Als ich das Boot erreichte, rutschte ich auf den tangbewachsenen Steinen aus und legte mich in die aufspritzenden Eier! Mir war ganz jämmerlich zumute, als ich aufstand und die Rühreier sah, die an mir und in den Taschen klebten. Ich habe das schlüpfrige Zeug mit Seewasser abgewaschen und bin hungrig weitergefahren, ohne mich nach Vögeln und Eiern umzusehen.

Als sich eines Abends die See beruhigte und Ostwind aufkam, beschloß ich, die Nacht im Boot zu verbringen. Ich fuhr unterm Segel an den Schären vorbei und bog mit Vorliebe im Schutze der Klippen um Vorsprünge und Ecken, um Seevögel zu überraschen, die sich zur Nachtruhe niedergetan hatten. Oft standen Fischreiher vor mir, die mich neugierig betrachteten und die erst aufflogen, wenn ich ihnen ganz nahe gekommen war. Hier und dort entdeckte ich Enten, die mit einer Schar Jungtieren zwischen den Steinen die Nacht verbrachten.

Schön war diese Nacht, obwohl es regnete. Sie war dunkel und geheimnisvoll, die Brandung rauschte und gluckste in allen Winkeln und Höhlen. Weit konnte ich nicht sehen, weil in der Ferne alles zu einer grauen Masse zusammenfloß, doch konnte ich mich kaum verfahren. Ich genoß die Stille der Nacht und beobachtete ein Fahrzeug, das weit draußen auf See lag und dessen Lichter spärlich brannten.

Gerade als ich um eine Felsennase biegen wollte, kam mir ein Boot entgegen! Im Nu fiel auf meinem Boot das Segel. Auch die Männer des Fahrzeuges hatten mich entdeckt und stoppten kräftig mit knirschenden Riemen. Ein Fluch kam drüben auf. Ich stoppte ebenfalls, konnte es jedoch nicht vermeiden, daß die Boote leicht zusammenstießen.

„Wer bist du?“ zischte eine Stimme.

Ich gab dem Manne Bescheid. Da lachten die drei Männer in dem Boot und reichten mir die Hände. Sie wünschten mir eine gute Fahrt. Und damit ich nicht fror, warfen sie mir eine Flasche auf das Verdeck. Sie waren mir bestimmt nicht böse. Denn daß sie Schmuggler waren, brauchten sie mir nicht erst zu erzählen. Draußen lag ein Fahrzeug mit abgeblendeten Lichtern, während sie mit umwickelten Riemen lautlos um die Schären huschten. Mich ging ihr nächtliches Treiben nichts an, war ich doch nicht nach Norwegen gekommen, den Spritschmuggel zu bekämpfen. Ich segelte weiter und mußte feststellen, daß ich in dieser Nacht zu einer Flasche Rum gekommen war, die trotz des Alkoholverbotes als Medizinflasche für kalte Tage in der Proviantkiste Aufnahme fand. —

Nach dreiwöchigem Dauerregen weissagten viele gescheite Leute schönes Wetter, weil eine totale Sonnenfinsternis bevorstand. An der Südküste Norwegens sollte sie am besten zu beobachten sein, weswegen die Astronomen aus allen Weltenwinkeln dorthin kamen, um ihre Apparate aufzubauen. Am frühen Morgen sollte das großartige Naturschauspiel stattfinden. Aber der Himmel weinte dicke Tränen. Das Wetter wurde von dieser Stunde an nicht besser, sondern schlechter. Es goß nämlich ohne Unterlaß wie aus Kannen.

Eines Tages wurde ich von einem Bauern zum Mittagessen eingeladen. Es gab Hammelfleisch und Pellkartoffeln. Anfangs wollte mir das Fleisch nicht schmecken, weil es alt und tranig war, aber der Hunger glich alles aus. Ich bedankte mich bei den freundlichen Leuten, setzte mich in mein Boot und steuerte auf das Meer hinaus, wo mich Neptuns Schimmel recht stürmisch begrüßten. Eine Zeitlang ließ ich mich von ihnen necken. Ich trieb das Boot mit kräftigen Schlägen in die Wellentäler und in den

nächsten Schaumkamm hinein, bis auf einmal das tranige Hammelfleisch in meinem Magen rumorte. Weiß der Kuckuck, es wollte wieder an das Tageslicht! Durch das Auf und Nieder in der rauschenden See befahl mich die schönste Seekrankheit! Wahrscheinlich war mein Magen durch das wochenlange Fasten so sehr geschwächt, daß er traniges Hammelfleisch nicht mehr verdauen konnte. Ich mußte Neptun opfern.

Mir lag natürlich viel daran, an Land zu kommen, doch brach die Brandung meterhoch über die riffige Küste, so daß ich vergeblich nach einem Landungsplatz Ausschau hielt. Wütend zog ich das Segel hoch und fuhr zurück in eine stille Bucht, wo ich mich erschöpft auf die klitschnassen Steine warf.

Obwohl mein Wackelpott vor Nässe troff, war ich in ihm zu Hause. Im „Vorschiff“ befanden sich Wäschekoffer und andere Ausrüstungsgegenstände, mittschiffs war Platz für mich, und achtern glückte das Regenwasser, das dort zusammenlief. Obwohl ich ein Klepperboot besaß, das damals schon alle anderen Bootstypen an Qualität und Fahr-sicherheit übertraf, war es diesen wochenlangen Regengüssen nicht gewachsen. Aber das verdroß mich nicht. Wurde ich nicht zufällig von Bauern oder Fischersleuten eingeladen, die Nacht in ihrem Haus zu verbringen, dann errichtete ich über der Sitzluke mein kleines Zelt und streckte mich auf der Luftmatratze aus. Dort lag ich jedenfalls wärmer als auf der nassen, kalten Erde.

Nun geschah es einmal, daß ich aufwachte und die Glieder streckte, um die Weiterfahrt anzutreten. Murrend legte ich die Zeltbahn zusammen, verstaute sie unter der Spritzdecke, trank einen Schluck Wasser und verzehrte ein gekochtes Möwenei, in dem — o Schreck! — ein winziges Hühnchen steckte. Dann wusch ich mir die Müdigkeit aus den Augen — und merkte erst jetzt, daß es nicht mehr regnete! Verwundert sah ich den Himmel an, doch der erstrahlte in seinem tiefsten Blau! Nur die Sonne verbarg sich hinter grauem Gewölk, das träge ostwärts zog.

Sonnenschein und ruhige See! Hei, wie fröhlich ich heute weiterzog! Singend und pfeifend steuerte ich bei einsetzendem Sonnenschein eine Schäre an, legte alle nassen Ausrüstungsstücke auf die Steine und begab mich auf die Eiersuche. Jetzt gab es nur noch Eier mit Kücken. Aber sie schmeckten nicht schlecht, und die Kücken brauchte ich schließlich nicht mit in den Topf zu werfen.

Auf den Schären war der Aufenthalt interessant, wenn die Sonne schien. Dann leuchtete das weite Meer tiefblau, und die Wellen waren

von Millionen glitzernder Sterne übersät, die sich im Winde jagten. Trutzig wie kleine Festungen erhoben sich die Schären aus der See, die entweder schwarz und kahl oder grasbewachsen waren. Auf größeren Inseln wuchsen Wälder in üppiger Fülle, Obstbäume blühten auf ihnen, und kniehoch gediehen Gras und Kräuter. Vögel umflogen die kahlen Schären, Schmetterlinge gaukelten durch die dichten Inselwälder; das war ein so buntes und vielseitiges Leben, daß ich nur schauen und staunen konnte.

Dazu kam die unterseeische Wunderwelt mit ihren seltsamen Tieren und Pflanzen. Trieb mein Boot ganz langsam über die stille Flut und ließ die Sonne alles hell erstrahlen, beugte ich mich über die Bordwand und sah dem nahen und doch so fernen Leben in dem Wasser zu. Zwischen langem grünem Seegras und weitverzweigtem Farn jagten sich silberne oder buntschillernde Fische, Hummern lauerten unter Steinen, Krebse glitten rückwärts eilig in die Tiefe, Seesterne lagen verstreut auf dem Grund umher, und am Gestein, zwischen blauschwarzen Muscheln und braunen Schnecken, hatten sich korallenrote Seeanemonen festgesaugt. Oft gab es auch harte Kämpfe in der märchenhaften Tiefe. Zwei Krebse gerieten aneinander, und sie kämpften mit ihren Scheren, als ginge es auf Leben und Tod, oder ein Raubfisch fuhr auf die junge Brut los oder geriet an einen zweiten Recken.

Um die Tiere und Pflanzen besser betrachten zu können, sprang ich oft kopfüber in die Tiefe, tauchte mit offenen Augen und holte Seeigel und andere seltsame Dinge ans helle Tageslicht. An Land entdeckte ich ebenfalls Tiere und Pflanzen, die mir unbekannt waren. Vor allem interessierte mich ein etwa zwanzig Zentimeter langes Tier, das senkrecht, mit dem Kopf nach oben, im Sande stak. Es hatte am ganzen Leib winzige Füße und einen Kopf, der wie ein kleiner Krokodilschädel aussah. Bei der Nahrungssuche stülpte es jedesmal seinen Magen durch das Maul nach außen. Ich steckte dieses merkwürdige, farblose Tier in ein Glas, gab ihm Wasser, Sand und Tang, und besaß es viele Tage. Bevor ich Spiritus auftreiben konnte, was wegen des damaligen Alkoholverbotes nicht einfach war, zerbrach während einer Sturmfahrt das Glas, und das Tier kam dabei um.

Dem Verluste nachzutruern, hatte ich keine Zeit. Denn vor mir lag Lindesnes, eine der gefährlichsten Seestrecken an der norwegischen Küste. Hier war schon manches Boot gestrandet, so daß man mich überall vor diesem Hexenkessel warnte.

Jetzt lag Lindesnes mit steilen Felsen vor mir. Der Leuchtturm grüßte

von droben herab weit übers Meer. Hatte ich bis hierher Tag für Tag Gegenwind verspürt, so hoffte ich, von nun an besser segeln zu können. Denn am Kap änderte sich mein Kurs, und ich mußte versuchen, den Südwestwind auszunützen.

Da ich nicht wußte, ob vor Lindesnes Schären liegen, paddelte ich weit auf die See hinaus, um in sicherer Entfernung die gefürchtete Strecke zu passieren. Ein Fischkutter kam vorbei, der einen havarierten Segler aufgelesen und ins Schlepptau genommen hatte. Die Männer riefen mir zu, ich sollte vorsichtig sein, denn vor den Felsen gäbe es Mahlstrom! Drei Männer standen vor dem Leuchtturm und beobachteten durch ihre Ferngläser meinen Wackelpott, der über die hohen Wellen tanzte.

Wie ich es erwartete, konnte ich vor dem Kap den Südwest ausnützen und das Segel setzen. Aber ich rechnete nicht mit der Strömung, die das Boot in die tollen Wirbel des Mahlstromes trieb. Ich befand mich plötzlich in wildbewegter See und wurde von allen Seiten berannt und bespritzt, als trieben tausend Teufel ihr mutwilliges Spiel mit mir. Als sich der Wind zu kräftig in die Beseglung legte, schlug ein Brecher über, brach den Mast mitten durch und riß die „Takelage“ über Bord. Da trieb sie nun neben dem Boot im Wasser und drohte mir gefährlich zu werden. Blitzschnell hieb ich die Leinen durch, bekam die Beseglung frei und holte sie an Bord. Dann ergriff ich das Paddel und kam gerade noch zurecht, das Boot zwischen zwei steile Felsen zu treiben, bevor es auf eine Klippe lief. Glücklicherweise hatte ich die Einfahrt zur Bucht von Lindesnes gefunden, wo mehrere Boote auf dem ruhigen Wasser lagen.

An einer Treppe ging ich an Land und sah mich um. Aber da kamen schon mehrere Männer im Eilschritt den Berg herab, um mir kräftig die Hand zu drücken. Frauen und Kinder folgten ihnen, und bevor ich eine Erklärung geben konnte, hatten sie mich in ihre Mitte genommen und stießen mich freundlich den Berg hinauf, wo die Häuser der Leuchtturmwärter standen. Bei einer Tasse Kaffee mußte ich ihnen von meiner Fahrt erzählen. Sie freuten sich aufrichtig über meinen Besuch und dankten der Welle, die meinen Mast zersplittert hatte.

Da saß ich nun bei den einsamen Menschen von Lindesnes und hatte den Ehrenplatz im alten Schaukelstuhl eingenommen. Von den Wänden des kleinen Raumes grüßten die Ahnen, einige Sprüche hingen daneben, und auf der Kommode lag die Flasche mit dem auf rätselhafte Weise eingebauten Segelboot, die in der ganzen Welt bei seefahrenden Männern anzutreffen ist und die in den meisten Fällen aus Hamburg stammt.

Die Wärter saßen mit mir am Tisch und erzählten von Sturmtagen über Lindesnes, während die Hausfrau Herzplinsen buk, die überall im Lande dem Gast vorgesetzt werden. Ich aß sie für mein Leben gern, zumal wenn ich hungrig war. Und da ich damals immer hungrig gewesen bin, schmeckten sie mir auch auf Lindesnes vortrefflich. Mit einem Ohr hörte ich den Erzählungen der Männer zu, mit dem andern lauschte ich dem Zischen der im Tiegel backenden Plinsen.

„Wir freuen uns, daß Sie uns besuchten, doch rate ich Ihnen, möglichst bald das Kap zu umfahren“, riet mir ein Wärter. „Der Wind gefällt mir nicht. Vielleicht gibt es in kurzer Zeit eine steife nordwestliche Brise. Dann kommen Sie nicht mehr an unseren Felsen vorbei.“

Obwohl mich die Hausfrau einlud, über Mittag zu bleiben, ging ich mit den Männern zum Boot hinab, um einen neuen Mast zu setzen und den entstandenen Schaden auszubessern. Gerade als wir damit fertig waren, kam die Frau freudestrahlend die Treppe herab und drückte mir einen Topf in die Hände, in welchem Salzkartoffeln und ein halbes Brathuhn lagen. Es sollte das Mittagessen sein. Als das die Männer sahen, liefen sie davon und verschafften mir Proviant, u. a. ein Fäßchen Salzheringe, das ich kaum im Boot verstauen konnte. Jetzt besaß ich Proviant für viele Tage und konnte froh der Zukunft entgegensehen.

Von vielen guten Wünschen begleitet, trieb ich das Boot zur Bucht hinaus, setzte das Segel und umfuhr das Kap. Der Wind wehte kräftig, und die See ging hoch. Aber ich war in guter Stimmung und verlachte die Gefahr! Noch vor dem Kap, während einer tollen Schaukelei, zog ich den Topf unter der Spritzdecke hervor, um seelenvergnügt Huhn und Kartoffeln aufzuessen.

Um den Weg abzukürzen, blieb ich vor den Schären. Ich war gerade in der rechten Stimmung, einem steifen Nordwest zu trotzen. Statt des Windes trat jedoch völlige Windstille ein. Die See glättete sich, und es war, als sollte es in der Nacht ein Gewitter geben. Sorglos paddelte ich drauflos und genoß das Bild des weiten Meeres und der dunkeln Schären. Als ich vor mir zwei Rückenfinnen wahrte, glaubte ich, Delphine oder Wale vor mir zu haben. Damals besaß ich noch kein so scharfes Auge, die Tiere der See an ihren Rückenfinnen zu erkennen. Als die Finnen jedoch ganz nahe auftauchten und blitzschnell das Wasser furchten, ahnte ich, daß es Haie waren. Nun soll es zwar in den norwegischen Gewässern keine Blauhaie geben, weil die Heimat dieser Raubfische der heiße Süden ist, doch folgen sie ab und zu Touristenschiffen, um sich beutehungrig auf die über Bord geworfenen Küchenabfälle zu stürzen.

Auf diese Weise geraten sie in das norwegische Küstengebiet und stoßen bis in die entferntesten Fjordwinkel vor. Heringshaie sind im norwegischen Fahrwasser keine Seltenheit. Sie jagen Heringe und Makrelen, und sie denken gar nicht daran, Menschen anzugreifen. Wie konnte ich aber wissen, ob die blitzschnell das Wasser furchenden Rückenfinnen Blau- oder Heringshaien angehörten? Ich änderte den Kurs, steuerte eine Schäre an und verließ das Boot.

Bald aber zog ein steifer Nordwest auf. Das Meer wurde unruhig, und die Brandung leckte höher an den Schären empor, so daß ich es vorzog, das Segel aufzuziehen, um stilleres Fahrwasser aufzusuchen. Kaum hatte ich jedoch die Schäre verlassen, da tauchten die beiden Rückenfinnen wieder vor mir auf! Der eine Räuber tauchte, schoß neben mir aus der Tiefe, sauste vorbei und wiederholte sein neckisches Spiel. Ich hieb mit dem Paddel rasend auf das Wasser und schrie aus Leibeskräften, um die Tiere zu vertreiben. Sie ließen sich jedoch nicht beirren und waren einmal hier und einmal dort.

Zwei Fischer bemerkten meine Not. Sie setzten sofort ihr Boot aus und kamen mir zu Hilfe, so daß wir gemeinsam die kecken Burschen vertrieben. Die Männer wußten selber nicht, ob es Blau- oder Heringshaie waren. Sind es Heringshaie gewesen, so jagten sie wahrscheinlich einen Fischschwarm, der zufällig in meiner Nähe war.

Bereits an dieser Stelle muß ich erwähnen, daß große Seetiere, Wale, Haie und Tümmler, unbeirrt ihre Bahn ziehen und kleinen Fahrzeugen erst dann ausweichen, wenn ein Zusammenstoß zu befürchten ist. Im letzten Augenblick tauchen sie dann in die Tiefe, und auf meiner neunmonatigen Fahrt geschah es nur einmal, daß ein Tümmler gegen mein Boot schwamm.

Obwohl der Tag sehr abwechslungsreich war und ich mich wahrhaftig nicht nach neuen Abenteuern sehnte, erwartete mich an diesem Abend eine unangenehme Überraschung. Während ich eine tief ins Land schneidende Bucht überquerte, bemerkte ich, daß im Topp eine Leine aus dem Block gesprungen war. Den kleinen Schaden zu beheben, war während des Seeganges nicht möglich. Also segelte ich weiter und wußte, daß der Nordwest mein Schicksal in den Fängen hielt. Wurde er zum Sturm, warf er meinen Wackelpott um!

Plötzlich sauste das Boot in den Wind, obwohl ich die Ruderleine kräftig zog. Aber alles Ziehen war vergeblich, denn das Ruder war gebrochen! Den Wellen zum Trotz gelang es mir, das beschädigte Ruder zu bergen. Daraufhin fuhr ich weiter und steuerte mit dem Paddel.

Der stärker werdende Nordwest zwang mich, vom Kurs abzuweichen. Mein Boot besaß keinen Kiel, so daß ich nicht aufkreuzen konnte. Wohl oder übel mußte ich in die Bucht, wo hohe Brandung die felsige Küste umgab. Zuversichtlich steuerte ich jedoch die Brandungslinie an, weil es mir irgendwo und irgendwie gelingen mußte, eine schützende Bucht zu erreichen.

Vor mir lag eine unterseeische Schäre, über die Sturzfluten brausten. Daneben schien das Fahrwasser ebenfalls nicht sicher zu sein, denn überall brachen hohe Wellen über. Wäre die Leine nicht aus dem Block gesprungen, hätte ich das Segel eingezogen und mich auf das Paddel verlassen. So aber mußte ich den Weg durch die Brandung wagen, weil ich sie nicht umgehen konnte.

Eine Woge stieg vor mir zu gewaltiger Höhe empor, sie wurde steiler und brach donnernd über; eine Schaumwand erhob sich, schneeweiß umflogen mich die Flocken. Dann packte mich eine zweite Welle, hob das Boot aus, ließ es nach vorn schießen und warf es in einen brüllenden Hexenkessel.

Aufatmend sah ich zurück, denn die verwünschte Brandung hatte ich durchbrochen! Mit geknicktem Baum flatterte das Segel im Wind. Doch was schadete es! Die Tagesfahrt war beendet! In einer kleinen Bucht ging ich an Land und schlug das Nachtlager auf. Ein Haus stand nahebei, sonst war ringsum Gras und struppiger Wald.

Gerade als ich eingeschlafen war, weckte mich leises Tappen. Ein junges Mädchen stand neben dem Boot. „Du erkältest dich, wenn du in deinem kleinen Boot schläfst“, sagte sie. Ich mußte heimlich lachen, doch gab ich ihr klugerweise recht. So kam ich also in das kleine Fischerhaus, aß dicken Mehlbrei, der abends in allen Fischerhäusern gegessen wird, und unterhielt mich mit diesen einfachen, gastfreien Leuten.

In den schlichten Hütten ist es sehr gemütlich. Alte Bilder hängen an den Wänden, auf dem eisernen Herd dampft zu jeder Tages- und Nachtzeit frischer Kaffee, und die Männer knüpfen ihre Netze, während die Frauen warmes Wollzeug stricken oder spinnen. In einer Zimmerecke führt eine Holzterrasse nach oben, wo sich die Schlafräume befinden. Stall und Schuppen sind in einem Nebengebäude untergebracht. —

Mit Vorliebe besuchte ich Leuchttürme, deren Wärter seltsame Geschichten erzählen konnten. Besaß ein Turm gar noch eine Rettungsstation, dann hatten die Männer in mir einen andächtigen Zuhörer gefunden. Sturmnächte beschworen sie herauf, Schiffsuntergänge, die heldenhafte Rettung Schiffbrüchiger, und sie selber spielten in den

Geschichten eine bescheidene Rolle, obwohl sie ungezählte Male ihr Leben auf das Spiel setzten, um in treuer Pflichterfüllung schwer bedrohte Menschen zu retten. Wie zur Bebilderung ihrer Erzählungen lagen auf Riffen und Sandbänken Wracks, die von der Brandung zerschlagen wurden.

Vor Lista war ein großer Frachtdampfer gestrandet. Seine Masten ragten aus der Flut, und ich beugte mich über Bord, setzte eine Pappröhre an die Augen und betrachtete mir das in der Tiefe liegende Schiff. Diese Pappröhre hatte ich selbst zusammengeklebt, um nach Art der Fludernfischer den Meeresboden besehen zu können. Die Fischer besaßen allerdings bessere Geräte, und sie sahen durch Walzen, die oben und unten mit Glasscheiben versehen waren. Meine Pappröhre erfüllte aber auch ihren Zweck. Das eine Ende setzte ich auf das Wasser, und durch die obere Öffnung sah ich hinein.

Auf diese Weise ging ich auf dem unter mir liegenden Frachtdampfer spazieren. Ich entdeckte wundersame Dinge, wie sie nur der Taucher erleben kann. Die Kommandobrücke war zerschlagen, das Ruderhaus verschwunden. Aber unter ihr, dort wo die Küche gewesen sein mußte, kam ein Langfisch wie eine große fette Schlange aus der dunklen Öffnung der eingeschlagenen Tür. Taue und Ketten hingen wirr von den Wänden. Achtern gähnte die Ladeluke wie ein schwarzes Maul zu mir empor. Ein großer schwarzer Hummer stelzte steif zur eingebeulten Mannschaftskabine. Vor der Öffnung hielt er an. Mit großer Mühe überwand er eine im Wege liegende Eisenschiene. Als er das Hindernis endlich bezwungen hatte und sich in die dunkle Öffnung des Mannschaftsraumes begeben wollte, fuhr er erschrocken zurück. Für den Bruchteil einer Sekunde tauchten die Scheren eines zweiten Hummers auf. Da gab sich der erste geschlagen und rutschte auf das Achterdeck zurück.

Stundenlang hätte ich über dem Wrack treiben können, das wie ein Gespensterschiff in der Tiefe lag. Gestrandete Schiffe sind jedoch keine Vergnügungsstätten. Sie warnen vielmehr den Seemann und raten ihm, einen weiten Bogen um die Unfallstelle zu schlagen. Deswegen segelte auch ich schnellstens an Lista vorbei, doch konnte ich es mir nicht ver sagen, den Leuchtturm aufzusuchen. Herzlich hieß man mich willkommen. Aber nach geraumer Zeit riet mir der Wärter, an diesem Tag möglichst weit zu fahren. „Vorgestern mußte ein Sechstausend-Tonnen-Schiff bei Farsund vor Anker gehen, weil vor Lista der Teufel los war“, erzählte er. „Hier kommt so leicht keiner vorbei. Noch schlimmer dürfte es freilich vor Jaeren sein.“

Wind und See machten mir die Fahrt an Lista vorbei sehr leicht. Nur mit der Badehose bekleidet, saß ich im Boot und segelte an der ungeschützten Küste dahin. Keine Welle ließ sich sehen, nur an der sandigen Küste des flachen Landes rauschte eine schwache Brandung. Lange sollte diese schöne Zeit nicht währen, denn kaum war ich an Lista vorbei, fiel mir eine steifere Brise in das Segel. In stürmischer Fahrt erreichte ich Flekkefjord und ging dort vor einem Blinkfeuer an Land.

Am frühen Morgen paddelte ich gegen Wind und See, um Jaeren zu erreichen. Solange neben mir die Schären lagen, kam ich gut vorwärts. Vor Jaeren, einem ungeschützten flachen Küstenstreifen, zwang mich der Seegang, einen Hafen anzulaufen. Dort wartete ich zwei Tage auf ruhigeres Wetter. Fünf Kutter waren im Hafen des kleinen Dorfes versammelt, um bei besserem Wetter die Fahrt nach Stavanger anzutreten. Neben mir lag ein holzbeladenes Boot mit zwei Mann Besatzung. Mit Moses kam ich sofort ins Gespräch. Es war ein lebhafter junger Bursche, der natürlich gar nicht Moses hieß, aber schließlich tragen die Schiffsjungen aller seefahrenden Schiffe diesen Namen. Er und Rolf, der Schiffer, forderten mich auf, mit ihnen die Fahrt nach Stavanger zu wagen.

Ich überlegte nicht lange und sagte zu. Am Abend waren wir die ersten, die den Anker lichteten. Mit puffendem Motor fuhren wir an einigen steil aus dem Wasser ragenden Riffen vorbei. Draußen erwartete uns schwere Dünung. Als wir noch weiter hinaus kamen, torkelte das mit Rollenholz hochbeladene Boot über schäumende Wellen.

Aufbäumend tanzte mein Wackelpott hinterdrein. Daß nicht schon beim ersten Ansturm der Wellen die Vertäuung riß, verwunderte uns alle. Zehn Minuten später hatte er sich tatsächlich selbständig gemacht! Einige aufregende Minuten folgten. Denn der in Fahrt sich befindliche Kutter stampfte davon, während mein Boot unter die überbrechenden Wellen geriet. Als die Vertäuung riß, rief mich Wolf an das Ruder. Er selbst sprang in die Maschinenluke, brachte den Motor zum Stehen und gab schließlich volle Kraft zurück. Moses, der in der Kabine Kaffee kochte, kam über das Rollenholz geklettert, um uns zu helfen. Wir erreichten mein Falboot, bevor es von den Brechern zerschlagen wurde, und zogen es mit vereinten Kräften an Bord und auf den Stapel Holz, wo wir es fest vertäuten.

Nach dieser schweren Arbeit sollten uns Kaffee und Butterbrot köstlich schmecken! Während Moses am Ruder blieb, kletterte ich mit Rolf nach vorn. Der Kaffee stand noch über der Glut des kleinen Öfchens und kochte zischend über.

„Es wird schlimmer werden“, sagte Rolf, während er Kaffee in die Tassen goß. Kaum hatte er es gesagt, lagen die beiden Tassen auf dem Fußboden, Rolfs Tasse sprang dabei in viele Scherben.

Trotz schwerer Brecher fühlten wir uns in der Kabine geborgen. Moses froh vielleicht in seinem engen Ruderhaus. Wir saßen auf den Bänken, die auf beiden Seiten der Kabine neben den schmalen Kojen standen, und aßen und tranken, während wir von Wind und See und von vielen Begebenheiten sprachen. Mitten in der Unterhaltung schlug eine Welle in das Ofenrohr und löschte das Feuer. Rolf schob den Lukendeckel zurück und steckte seinen Kopf ins Freie, um nachzusehen, ob der obere Teil des Rohres über Bord gegangen war. Blitzschnell zog er jedoch den Kopf zurück. Bevor es ihm gelang, die Luke zu schließen, stürzte ein mächtiger Wasserschwall die Treppe herab. Das Vorschiff schien dauernd unter See zu sein. In breiten Strömen lief das Wasser aus Ofenrohr und Ofen.

Rolf übernahm das Ruder, während Moses seine Fertigkeit im Kaffeetrinken beweisen konnte. Das kleine Kunststück gelang ihm ausgezeichnet, bis auf einen Rest, den er sich in den Hemdkragen goß. In der Koje liegend, unterhielten wir uns, und ich fragte Moses, ob er immer an Bord wäre.

„Ja, das kann man wohl sagen“, erwiderte er. „An Bord schlafen wir jedenfalls jede Nacht.“

„Fahrt ihr immer an Jaeren vorbei?“

„Nicht immer, aber oft. Es kommt ganz auf die Ladung an.“

Ich mußte Moses bewundern, der mit seiner rauhen Arbeit und dem engen Platz in der Kabine zufrieden war. Er besaß doch schließlich ein Jungenherz, das sich aus diesen engen Wänden heraussehnte, vielleicht auf ein großes Schiff, das nach fernen Ländern fuhr. Er sprach jedoch nicht davon; vielleicht hatte er noch gar nicht daran gedacht.

„Bist du schon einmal in Seenot gewesen?“ fragte ich ihn.

Er überlegte eine Zeitlang, bevor er antwortete: „Nein, eigentlich nicht. Manchmal haben wir gedacht, die See zerschlägt das Boot, aber nachher haben wir darüber gelacht.“

Das waren seine letzten Worte, denn gleich darauf war er eingeschlagen. Ich lag in der Koje und sah im Schein der Petroleumlampe einem leeren Ölkanister zu, der beim Stampfen des Kutters mit dem vielen Seewasser über den Fußboden rollte. Von draußen dröhnte das Poltern und Rauschen der Brecher. Als sich der Kutter schwer auf die Seite legte, rollte Moses aus der Koje und fiel ins Wasser. Er schimpfte

verschlafen, klopfte die Nässe aus Hose und Jacke und kroch in seinen Bau zurück. Ich lachte darüber so herzlich, daß er mitlachen mußte.

Nach Mitternacht sollte Rolf abgelöst werden. Statt Moses zu wecken, kroch ich hinaus und zu Rolf ins Ruderhaus. Er wunderte sich nicht, daß ich die Ruderwache übernahm, sondern sagte nur, als wäre ich der Moses an Bord: „Kurs geradeaus.“ Dann stand ich allein über der stampfenden Maschine in dem engen Häuschen.

Auf prächtigen Apfelschimmeln, deren Mähnen flatterten, kam das Meer dahergeritten. Schwere Sturzseen brachen über das Vorschiff und spritzten über die Ladung an die Scheiben des Ruderhauses.

Es war eine helle Nacht. Drüben zog sich die mit Blinkfeuern gespickte Küste Jaerens in die Ferne, winzige Lichter flammten hier und dort, wahrscheinlich waren es die Fenster einsamer Gehöfte und Fischerkaten. Vorn kreiste der Lichtkegel des Feistener Leuchtturmes. Über das Ganze spannte sich der Himmel mit seinem Sternenheer.

Zwei Stunden lang stand ich am Ruder und hielt das Boot gegen Wind und See. Der Morgen stieg bereits von Osten herauf, als Moses verschlafen zu mir kam, um mich abzulösen. Dann lag ich wieder in der Koje, sah dem glucksenden Wasser und dem Ölkannister auf dem Fußboden zu, bis vor meinen Augen alles verschwamm. Als ich erwachte, lagen wir im Hafen von Stavanger.

Mädchen, Blumen und stürmische See

In Stavanger bekam ich Geld! Wäre es nicht gerade im Postamt gewesen, hätte ich vor Freude einen Purzelbaum geschlagen! Da ich in meinem salzverkrusteten Päckchen und mit meiner Negerfarbe sowieso auffiel, steckte ich Briefe und Geld in die Taschen und stürmte davon, um in drei Geschäften einzukaufen. Dann schmettete ich Rolf und Moses einige Schachteln Zigaretten auf den Tisch und paddelte pfeifend zum Hafen hinaus. Denn im Hafen fand ich keine Ruhe. Ob er klein war oder groß, überall wurde ich von Menschen mit Fragen bestürmt, die täglich dieselben waren.

Auf einer kleinen Insel packte ich die eingekauften Herrlichkeiten aus. Ein ganzes Brot kam zum Vorschein, Ölsardinen, Käse, eine Flasche Limonade, Wurst, Fischklöße in Dosen und Schokolade. Butter war

keine dabei. Ich vermißte sie auch nicht. Der Reihe nach aß ich die leckeren Sachen auf, bis ich sagen konnte: „Jetzt ist es genug!“ Aber da war, außer einigen Brotkrümeln, auch nichts mehr vorhanden.

Nun fuhr ich wieder in den Hafen zurück und ging an Land, um einigen Journalisten Rede und Antwort zu stehen und um die Stadt anzusehen. Als ich nach kurzem Spaziergang wieder mein Boot bestieg, kam ein Herr dahergebraust, der in zwei Sprachen tolles Zeug erzählte. Obwohl ich den Zusammenhang nicht begriff, erfuhr ich, daß er Kapitän wäre und daß ich auf eine Insel gehen sollte, deren Lage er mir genau beschrieb. Daraufhin eilte er im Laufschrift davon.

Solange ich diesen sonderbaren Heiligen sehen konnte, schaute ich ihm nach. Dann warf ich die Vertäuung los, verließ den Hafen und steuerte durch die Schären, um die von ihm so ausführlich beschriebene Insel in Augenschein zu nehmen. Dort kam mir ein weißbeschürztes Mädchen entgegen und lud mich knicksend ein, an Land zu kommen. Also ging ich an Land. Ich kam mit dem Kammerkätzchen in ein großes, schönes Haus und wurde in ein Zimmer geführt, in dem man einen Gast erwartete. Der Tisch war gedeckt, Suppe wurde aufgetragen, und ich aß die Suppe, ließ mir den Braten schmecken und verdrückte sogar noch den Pudding, obwohl ich zwei Stunden früher ein ganzes Brot mit Zubehör vertilgt hatte. Anschließend gab es Kaffee. Weil ich aber das süße Gebäck kaum anrührte, fragte das Kammerkätzchen, ob es vielleicht nicht schmecke? Um ihr keinen Kummer zu bereiten, leerte ich auch noch den Kuchenteller!

Eine dicke Köchin steckte ihren Kopf zur Tür herein. Artig sagte ich ihr „Takk for mat“ *), wie es in Norwegen Sitte ist. Sie zog sich schmunzelnd zurück, während das Kammerkätzchen das Radio einstellte und süßen Wein auffuhr. Dazu gab es schon wieder Gebäck! Nun erzählte sie endlich, daß ihr Herr Kapitän eines großen Überseedampfers sei. Er hatte von mir gehört, begeisterte sich für meine Fahrt und hatte es sich nicht nehmen lassen, mich in seinem Haus zu bewirten. Leider sei ich so spät gekommen, und er mußte fort, weil sein Schiff den Hafen verließ. Obwohl ich tagelang in seinem Haus hätte bleiben können, nahm ich von Köchin und Kammerkatze Abschied, um nordwärts zu segeln. Kaum hatte ich mich jedoch ins Boot gesetzt, schnurrte ein Motorboot um die nächste Inselzunge, um neben meinem Boot anzulegen. Ihm entstieg die Frau Kapitän, die ihren Mann zur Stadt gefahren hatte.

*) Der Dank für das Essen

Natürlich mußte ich aussteigen und mit ihr Kaffee trinken und Kuchen essen. Obwohl sie mich herzlich bat, länger zu bleiben, fuhr ich am Abend davon, weil ich eine chronische Magenerweiterung befürchtete.

Dem Utstein-Kloster gegenüber ging ich auf einer bergigen Insel an Land, um bei einfachen Fischersleuten zu nächtigen. Ringsum lagen kleine Gehöfte mit Wiesen, auf denen Kühe und Schafe weideten, dahinter das Bergland mit seinem Birkenwald. Als ich am Morgen aufstand und durchs Fenster sah, herrschte dichter Nebel.

In einem Bootsschuppen machte ich mich startfertig und nahm die Ratschläge einiger Fischer entgegen.

„Die Heulboje, die Sie in der Ferne hören, bleibt backbordseits liegen“, erklärten sie. „Dann fahren Sie mit nordwestlichem Kurs weiter. Drüben ist ein Blinkfeuer. Verpassen Sie es, müssen Sie sich östlich halten, um die Fjordeinfahrt zu erreichen.“

Kaum hatte ich das Land verlassen, befand ich mich in der Waschküche. Ich sah weiter nichts, als mein Boot und ein kleines Stück milchig-graues Wasser. Aber ich fuhr nach dem Kompaß und war unbesorgt. Achtzehn Kilometer trennten mich von der jenseitigen Küste. Hielt ich mich dazu, waren sie in knapp drei Stunden zurückgelegt.

Fast unheimlich still war es über dem Fjord. Aus der Ferne klang das Geheul der Boje wie das Brüllen eines wunden Stiers, See und Lüfte waren reglos still. Ein Seehundschädel stieg plötzlich prustend aus dem Wasser. Mit seinen schwarzen Kolleraugen glotzte mich der dreiste Bursche sekundenlang an, um im nächsten Augenblick mit einer eleganten Verbeugung in der Tiefe zu verschwinden. Ihm folgten einige Delphine, die unbeirrt und gespensterhaft ihren Weg an mir vorüberzogen.

Nur das Geheul der Boje verriet mir, daß ich vorwärts kam und mich dem jenseitigen Ufer näherte. Träge verrann die Zeit. Plötzlich stiegen jedoch schwarze Klippen vor mir auf, und ein Schaf blökte. Also mußte ich drüben angekommen sein. Da ich das Blinkfeuer nicht entdeckte, hielt ich mich ostwärts, wie es mir die Fischer rieten. Einer Eingebung folgend, tastete ich nach der Briefftasche. Aber die war weg. Wahrscheinlich hatte ich sie drüben in dem Schuppen liegen lassen, als ich mich wetterfest verpackte. Also zurück über diesen verwünschten Fjord und die Briefftasche geholt. Als ich drüben ankam, hatte man sie bereits gefunden. Ein kleiner Junge hatte sich versehentlich draufgesetzt, so daß sie meinen Blicken entgangen war. Nun paddelte ich zum drittenmal über den vernebelten Fjord und war heilfroh, als ich drüben das Blinkfeuer fand, das mir den Weg zu neuen Erlebnissen zeigte.

Da entdeckte ich unweit des Blinkfeuers einen Dorsch, der einer Schiffsschraube oder einem Raubfisch mit knapper Not entgangen war. Er trug an seinem Schädel eine schwere Wunde und konnte seinem Schöpfer danken, daß er mir vor den Bug geriet. Denn ich befreite ihn von seiner Qual und warf ihn in den Kochtopf. Während der Mahlzeit verzog sich plötzlich der Nebel. Ich sah vor mir ein weitgestrecktes Moor und dahinter einen Bauernhof. In der Ferne ragten hohe Berge in das Himmelsblau.

Da beschloß ich, in dem Gehöft Milch zu holen. Ich nahm eine Flasche und sprang übers Moor, das voller heidebewachsener Höcker war. Mir machte es Spaß, von Höcker zu Höcker zu springen. Manchmal mußte ich weite Sprünge wagen, um nicht im Morast zu versinken. So sprang ich etwa eine halbe Stunde lang, ohne dem Gehöft sichtbar näher zu kommen. Es war doch ein viel weiterer Weg, als ich errechnet hatte. Heide wuchs auf allen Höckern, während auf dem Sumpf sprödes Gras gedieh. Und als ich wieder einmal einen weiten Sprung wagen mußte, landete ich in dem Gras und versank im Moor. Anfangs reichte mir der zähe Brei bis an die Knie, aber je länger ich in ihm stak, desto tiefer sank ich. Obwohl ich mit dem Moor noch keine unliebsame Bekanntschaft gemacht hatte, ahnte ich, was mir bevorstand, wenn ich nicht blitzschnell handelte. Also warf ich mich vornüber, packte ein Heidekrautbüschel und zog mich ein Stück aus dem Sumpf. Dann brach jedoch die Heide aus dem Höcker und ich mußte ein neues Büschel ergreifen. Als ich den Höcker in seinem ganzen Umfang in die Hände bekam, gelang es mir, mich dem Moor zu entziehen.

O weh, wie sah mein Seemannspäckchen aus! Sogar Gesicht und Rücken waren so arg verschmiert, daß ich in voller Bekleidung baden gehen konnte. Ich tat es auch. Kopfüber sprang ich in die See. Als ich auftauchte und wie wild um mich schlug, um den Schlamm aus Jacke und Hose zu waschen, erschien ein blondlockiger Mädchenkopf über einem Felsvorsprung. Ich weiß nicht, wer in diesem Augenblick dümmere dreingeschaut hat. Es kam jedenfalls zu keinem Zwiegespräch, denn während sie entsetzt davonestob, beeilte ich mich, aus dem Wasser zu kommen. Triefend naß setzte ich mich ins Boot und paddelte davon, um eine unbewohnte Schäre anzusteuern, wo ich mich und mein Päckchen in Ordnung bringen konnte.

O die Mädchen, sie brachten mich manchmal in große Verlegenheit! So war es auch in Haugesund, einer größeren Stadt, wo viele Menschen zusammenkamen, um mich und mein Boot zu sehen. Ich hatte in der

Stadt viele schöne Dinge eingekauft, u. a. auch eine große Tüte voll Zuckergebäck. Mit all diesen Herrlichkeiten beladen, kam ich zum Boot zurück, bahnte mir einen Weg durch die Menschenmenge und kam zum Kai. Dort mußte ich eine steile Leiter hinabsteigen, um in mein Fahrzeug zu gelangen. Weil ich gar so sehr mit Tüten und Päckchen beladen war, erbot sich ein junges Mädchen, mir die Päckchen nachzureichen. Es war sehr lieb von dem Mädchen, und sie traf auch so geschickt, daß ich alles auffangen und im Boot verstauen konnte. Als aber die große Tüte mit dem Zuckergebäck an die Reihe kam, schoß sie das Bündel weit über meinen Kopf hinweg und in das ölige Hafenwasser. Im Aufschlag platzte die Tüte, und dreißig Kuchenstückchen schwammen umher. Möwen stürzten sich schreiend auf die köstliche Beute. Ich sah dem Treiben entgeistert zu, aber auf dem Kai bogen sich die Menschen vor Lachen, als könnte es nichts Lustigeres geben als einen verdutzten Faltbootfahrer, der den Möwen zusah, die seinen Kuchen stahlen.

Die Mädchen vom Hardangerfjord hatten sich eine bessere Überraschung ausgedacht. Sie schmückten nämlich Tag für Tag mein Boot mit Rosen und anderen Blumen. Kam ich morgens zu meinem Boot, sah ich die Blumenpracht und steuerte damit auf den Fjord hinaus, der nur selten ruhig war. Fallwind peitschte seine Wasser auf, Wellen brachen über und rissen die Blumen über Bord, nur am Mast konnten sich einige Blüten halten, sofern sie der Wind nicht von den Stengeln brach.

Lachend sah ich den schmückenden Händen zu, hohnlachend trotzte ich Sturm und Meer; schon damals nannte man mich einen Burschen ohne Herz. Kalt war ich, kälter als die See, aber ein warmes Herz habe ich mir bewahrt. Ich liebte Land und Menschen, doch ließ mich der tägliche Kampf mit einer rauhen Natur kalt und rücksichtslos erscheinen.

Einmal war ich in einem Nebenfjord an Land gegangen, während der Wind das Wasser peitschte, daß Schaumkamm neben Schaumkamm stand. Einige Männer und Burschen hatten sich bei mir eingefunden, um mit mir über Wind und Wetter zu sprechen. Zwei Burschen wollten über den Fjord gesetzt werden, doch verspürten die anderen keine Lust, sie bei diesem Wetter hinüberzufahren. Ich sah über den Fjord und überlegte nicht lange. „Wenn ihr wollt, fahre ich euch hinüber“, versetzte ich. Sie lachten, als wäre das ein Spaß. Gleichgültig räumte ich meine Siebensachen aus dem Boot und brachte sie in den Schuppen. Dann setzte ich das Segel und forderte sie auf einzusteigen. Lachend sagten sie nein. „Feiglinge!“ rief ich wütend. Das war ihnen jedoch zuviel. Obwohl die Umstehenden abrieten, kamen sie zu mir ins Boot. Wohl fühlten sie sich

bestimmt nicht in meinem Wackelpott, doch wollten sie keine Feiglinge sein. Ich brachte die Spritzdecke in Ordnung, stieß vom Land ab und segelte auf den Fjord hinaus. Kräftig fiel mir der Wind in das Segel, so daß sich das Boot schwer zur Seite legte. Keine Welle jagte vorbei, ohne überzubrechen. Die Burschen saßen still vor mir, ohne Furcht zu zeigen. Als wir in der Fjordmitte waren, lachte der eine hellauf. „Du, jetzt gefällt mir's!“ rief er mir zu. Wenn es ihm gefiel, fuhr ich vielleicht nicht hart genug. Ich hielt deswegen schräger gegen den Wind und ritt die Wellen ab, daß wir mehr unter als über dem Wasser waren. Aber die Burschen lachten! Da drehte ich bei, gab das Segel voll dem Winde preis und fuhr mit Wind und Wellen um die Wette. Das ist ein heikles Vergnügen, mit den Wellen zu segeln! Dann umklammern manchmal die Wellen das Boot, als wollten sie es in die Tiefe ziehen. Es dauerte auch nicht lange, da sagte der eine Bursche, ich sollte lieber den alten Kurs einschlagen. Wohlbehalten habe ich sie an das andere Fjordufer gebracht, doch sprach sich diese kleine Begebenheit herum, und überall wollte man mich und mein kleines Fahrzeug sehen. —

Was für uns Deutsche der Rhein ist, ist für die Norweger der Hardangerfjord. Sie nennen ihn kurzweg: Hardanger. Dieser Hardanger soll alle guten Eigenschaften eines Landes besitzen. Die Natur soll nicht nur die schönste im ganzen Land sein, sondern an seinen Ufern sollen die prächtigsten Menschen wohnen. Hardanger Mädchen in ihrer farbenfrohen Nationaltracht, Hardanger Obstwein, Hardanger Früchte und Hardanger Geigenspiel sollen das Herz eines jeden Menschen erfreuen. Und wer gar einer Hochzeit im Hardanger beiwohnen konnte, wer mit drin war in dem Brautzug, dem fiedelnde Burschen vorausritten, wer selbst mit auf den Hardanger Pferdchen saß und Pistolen abfeuerte, der erkennt die besondere Bedeutung dieses herrlichen Fjordes.

Mir ist der Hardanger in schönster Erinnerung geblieben. Ich habe ihn seit jener Faltbootfahrt mehrmals wieder gesehen, aber immer war es mir, als wären es Festtage, die ich in ihm verbringen durfte. Schroffe Berge steigen weit über tausend Meter empor. Firnschnee und Gletschereis grüßen von ihren Höhen, Wildbäche stürzen über die dunkeln Felsenwände, und die Sonnenstrahlen brechen sich im Staub der Wasserfälle und lassen in ihm die Regenbogenfarben prächtig erstehen. Am Fjord träumen Gehöfte inmitten üppiger Wiesen und Felder, während sich die Zweige der Bäume unter schwerer Fruchtlast biegen. Farbenfroh liegt das Bergland vor dem Beschauer, neben ihm der rauschende Fjord, in dessen grünem oder tiefblauem Wasser sich die Landschaft spiegelt.

Es darf deswegen nicht verwundern, wenn ich damals länger im Hardanger blieb, als ich vorgesehen hatte. Aber überall wurde ich eingeladen und gut bewirtet, und die Menschen waren so froh, so daß ich manche unvergeßliche Stunde bei ihnen verbrachte.

Tief im Hardanger, wo der Sörfjord sich nach Süden schwingt, hatte ich es mit einigen hartnäckigen Burschen zu tun, die gewillt waren, mein Boot mit Gewalt an Land zu holen, wenn ich nicht freiwillig kam. Sie ruderten mir entgegen und waren so lustig, daß ich mich ihnen anschloß. So kam ich in ein Blockhaus, in dem mich die Hausfrau herzlich begrüßte. Wir tranken Kaffee und Apfelwein und aßen Gebäck, bis ein Bursche vorschlug, auf nächtlichen Fischfang auszufahren.

Nun muß ich vorausschicken, daß diese nächtlichen Fahrten in ganz Norwegen sehr beliebt sind. Es geht dabei weniger um die Fische, als um die Fröhlichkeit. Wir verstauten Kaffeekanne und Proviantkorb im Boot, nahmen eine Ziehharmonika und ruderten davon. Stundenlang ruderten wir, bis es an der Zeit war, einmal nach den Fischen Ausschau zu halten. Aber als wir das Fangzeug suchten, fanden wir es nicht, weil wir es vor lauter Lustigkeit im Bootsschuppen hatten liegen lassen.

Weil aus der Fischerei nichts wurde, gingen wir an Land, suchten Treibholz, entfachten ein mächtiges Feuer, kochten Kaffee und waren guter Dinge. Dann legten wir uns neben die Glut, wickelten uns in mitgebrachte Decken und schliefen, um am frühen Morgen ohne Fische und hungrig und müde heimzukehren.

Heute war Sonntag. Der Landwind heulte von den Bergen herab und stürzte sich auf mein kleines Boot, das unter geschwelltem Segel aufbäumend durch die rauschenden Fluten schoß. Da vergaß ich die Menschen und die Hütten, um mit Singen und Pfeifen ein Seemann zu sein. Mit keinem Fürsten der Erde hätte ich in jenen Stunden getauscht. Denn mir gehörten Meer und Fjord, die stürmischen Lüfte waren mir zugetan, und ich selbst steuerte ein Boot, das getrost mit dem Teufel um die Wette ritt!

Festtagsgekleidete Menschen gingen am Fjord entlang, um dem Ruf des Kirchenglöckleins zu folgen. Männer blieben stehen und sahen zu mir herüber, Frauen trugen stolz ihre schicke Tracht, Burschen riefen und Mädchen winkten. Ich saß in meinem Ölpäckchen am Ruder und spuckte das Seewasser aus, das mir entgegenschlug. Legte der böige Wind das Boot gar zu kräftig auf die Seite und tauchte der Baum in die aufspritzende Flut, dann bangte wohl manch einer um das kleine Fahrzeug.

Als wieder einmal die Leine aus dem Block gesprungen war, steuerte ich eine windgeschützte Bucht an. Kein Mensch war weit und breit zu sehen. Nur über mir hörte ich das Zuschnappen einer Baumschere, und gleich darauf erschien ein junges Mädchen, das einen Strauß dunkler Rosen trug. Es setzte sich auf die Mauer und sah neugierig zu mir herab. „Wer bist du?“ fragte sie.

„Ein Deutscher“, erwiderte ich.

„Dann habe ich von dir in der Zeitung gelesen“, versetzte sie. „Ich wünschte mir oft, dein kleines Boot zu sehen; es ist das kleinste Boot der Meere.“

Wir sahen uns an und sprachen miteinander, doch drängte die Zeit, denn mein Weg war weit. Da sprach sie ernst: „Ich möchte ein Bursche sein und so wie du in die Welt hinausfahren!“ Sie brach eine Rose, küßte sie und warf sie mir zu. Dann war sie plötzlich verschwunden. Ich trieb mein Boot in die brausende See. Die Wellen brachen über und rissen an dem Boot, so manche Blume fiel dabei über Bord, aber die rote Rose behielt ich noch lange, bis auch sie eines Tages Neptun zum Opfer fiel.

Gern wäre ich länger im Hardanger geblieben, doch lockten neue Ziele. Das nächstliegende war Bergen, die alte Hansestadt. Obwohl sie die regenreichste Stadt Europas ist, verbrachte ich in ihr zwei sonnendurchglühte Tage. Auch auf späteren Reisen habe ich Bergen nur in Sonnenschein gebadet angetroffen, so daß ich mich wahrhaftig nicht beklagen kann. Dagegen erzählen die Bergensener: „Wir haben uns an den Regen gewöhnt und spannen den Schirm auf, sobald wir ein Haus verlassen.“ Deswegen kann es geschehen, daß man bei herrlichstem Wetter Leuten begegnet, die gewohnheitsmäßig unterm aufgespannten Regenschirm Zuflucht suchen.

Wie eng die Vergangenheit Bergens mit der deutschen Geschichte verbunden ist, beweisen die alten Häuser aus der Hansezeit auf „Tyske bryggen“ *). Wer sie kennenlernen will, geht in das Hanseatische Museum, das in einem dieser Häuser untergebracht ist. In ihm ruht, wie in allen Museen, der Schatten einer längst vergangenen Zeit; aber dicht daneben, in den anderen spitzgiebligen Hansegebäuden, herrscht reges Treiben. Dort werden Geschäfte abgeschlossen, in dunkeln Gängen hängen Firmenschilder, Männer schieben kistenbeladene Karren, und es riecht nach Kaffee und überseeischen Exportartikeln, wenn nicht nach

*) Deutsche Brücke



Fischen und Fellen. Lange Höfe schließen sich dem Hauptgebäude an, und neben ihnen stehen Schuppen, an denen der Zahn vieler Jahrhunderte nagt. Und wieder kommen Männer mit Karren, Kaufleute mit langen Listen, Schiffsnamen fallen, der unerklärliche Warengeruch macht sich breit, und viele Schilder nennen Firmen oder besagen, daß der Fremde keinen Zutritt hat und daß offenes Licht und Feuer den Gebäuden fernzuhalten sind. Die Hansezeit breitet sich in diesen Häusern und Höfen vor unseren Augen aus, und es ist heute so wie vordem: Überseeischer Handel spricht aus allen Räumen und Winkeln, und allerorts droht die Feuersgefahr. Schwere Brände haben die Stadt Bergen heimgesucht, die alten Viertel schwanden, und ein neues Bergen stieg aus der Vergangenheit.

Als ich die Stadt und den Byfjord verließ, geriet ich in ein tolles Schärengeirr. Überall taten sich Fjorde und Buchten auf, widrige Strömungen erschwerten die Fahrt, und dabei wehte steifer Nordwest, der die Fjorde peitschte und mich nur langsam vorwärts kommen ließ. Auf einer Schäre warf ich mich in stacheliges Gras und wartete auf günstigeren Wind. — Während des Wartens verspürte ich in der Unterlippe einen brennenden Schmerz, der von Stunde zu Stunde ärger wurde. Als ich in den Spiegel sah, stellte ich eine leichte Blutvergiftung fest. Wahrscheinlich war sie durch einen Insektenstich entstanden.

Am Abend schwoll der Nordwest zum Sturm an. Für mich war es unmöglich, die Schäre zu verlassen. Die Nacht verging, ohne daß ich hätte schlafen können. Am Morgen war die Lippe dick und blau. Was sollte ich tun? Warten und zusehen, wie die Vergiftung um sich griff? Dazu war ich zu feig. Ich muß schon gestehen, daß ich eine mächtige Angst im Leibe hatte und daß ich nur ihretwegen mich zum Aufschneiden der Lippe entschloß. Mit dem Rasiermesser, das seine Schärfe längst verloren hatte, beschloß ich die Operation durchzuführen. Umständlich zog ich die Klinge ab, um Zeit zu gewinnen. Dann setzte ich sie an und biß die Zähne zusammen. Ein Schnitt — und kaum ein Tropfen dunkles Blut. Also mußte ich das Messer noch einmal ansetzen. Es tat mächtig weh und die Tränen schossen mir aus den Augen. Aber es half! Das Blut quoll aus der Wunde. Die Vergiftung hatte mich jedoch so geschwächt, daß ich zwei Tage auf der Schäre verbrachte, ohne Hunger zu verspüren. Selbst als der Wind umsprang und aus Südwesten kam, verzichtete ich auf die Weiterfahrt. Erst am dritten Tag segelte ich davon.

Es war Sonntag, und die Geschäfte blieben geschlossen. Unwillig legte ich in einer Bucht an, um einen Plan zu fassen. Denn irgendwo mußte

es mir gelingen, etwas Eßbares aufzutreiben. Während ich im Grünen saß und meine Lage überdachte, erschien eine junge Sennerin, die bergwärts gehen wollte. Wir unterhielten uns, und sie erfuhr schließlich von meinem Wolfshunger. Sie riet mir zu bleiben. Also errichtete ich über dem Boot mein kleines Zelt, warf mich auf die Luftmatratze und schlief ein. Ziemlich lange muß ich geschlafen haben, denn als ich erwachte, lag die nächtliche Dämmerung über Fjord und Land. Neben dem Boot aber stand die Sennerin und packte Milch und belegte Brote aus. Hei, wie das schmeckte! Die Glücksfee saß daneben und schaute mir zufrieden zu. Als ich ihr aber danken wollte, sprang sie lachend auf und davon und lief geschwind durch den Birkenwald. Eine Zeitlang hörte ich sie von den Berghängen jodeln. Ich jodelte zurück, daß es einem bayrischen Bua'm die Stiefel ausgezogen hätte. Aber es war doch lustig, so bergauf und bergab zu schreien, weil es ja doch kein anderer außer uns beiden hören konnte. Als ihre Jodler verklangen, sah ich sie im Geiste auf einer Alm stehen, eine Hütte daneben und ruhendes Vieh, und sie wiederum wird in die Tiefe geschaut und trotz der Dämmerung ein kleines Boot gesehen haben, das klein aber stolz die Wellen schnitt.

Durch Regen und Gegenwind hatte ich soviel Zeit verloren, daß ich nunmehr bis in die Nacht hinein fahren mußte, um möglichst weit nach dem Norden vorzudringen, bevor die Herbststürme einsetzten. Deswegen blieb ich nur kurze Zeit im Sognefjord und segelte weiter, um den Nordfjord zu besuchen. Bevor ich ihn erreichte, nahm ich einen Passagier an Bord, nämlich eine junge Silbermantelmöwe, die ich Sisi nannte. Sie war noch nicht flügge, trotzdem aber zu Hause durchgebrannt. Mir tat sie leid, obwohl sie auch ohne mein Zutun kaum umgekommen wäre, und ich räumte ihr einen Platz zwischen Mast und Proviantkiste ein. Bei schönem Wetter und ruhiger See durfte sie sogar hinterm Wellenbrecher auf dem Verdeck sitzen. Dort hockte sie ganz artig und sah mit zwitscherndem „Sisi sisisi“ dem glitzernden Wasser zu. Nahm ich sie bei plötzlich böig werdendem Wind nicht in das Boot herein, purzelte sie über Bord und schwamm aufgeregt im Wasser, bis ich sie auffischte und in ihren Schlupfwinkel brachte. Was eine junge Silbermantelmöwe frißt, wußte ich nicht. Sisi fraß alles. Sie ließ sich gern füttern, machte sich aber auch selbständig über das Futter her und freute sich diebisch, wenn ich vergaß, die Proviantkiste zu schließen, so daß sie auf Raub ausgehen konnte. An einem regnerischen, stürmischen Tag unternahm sie die ersten Flugversuche. Da sie ihr gelangen, flog sie auf den Fjord hinaus, wo viele ihrer Artgenossen waren.

Allein fuhr ich weiter. Die vielen Seevögel umflogen mein kleines Boot, große Fischschwärme kamen zuweilen und ersahen in mir eine willkommene Beute. Durch Auffahren und Landungen war die Gummihaut des Bootes an verschiedenen Stellen beschädigt, der zwischen den Gummihäuten liegende Stoff faserte, und diese Fasern lockten die Fische in Scharen herbei. Sobald ich versäumte, diese Stellen zu überkleben, gab es keine ruhige Stunde auf See. Die Fische sind in den norwegischen Küstengewässern so hungrig, daß sie an den blanken Angelhaken gehen. Dabei sind sie durchaus nicht mager, sondern fressen nur, solange es für sie etwas zu fressen gibt. Für die Norweger ist die Freßgier der Fische von großem Nutzen. Denn kein Fischer braucht in diesen Gewässern eine erfolglose Ausfahrt zu befürchten. Fast alle Fischarten werden mit Netzen oder Angelhaken gefangen, nur auf Schollenfang geht man mit einem kurzen Eisen, das mit Widerhaken versehen ist. Während ein Mann langsam rudert, beugt sich der andere über Bord, betrachtet durch einen mit Glasscheiben versehenen Guckkasten den Meeresgrund und sucht nach Schollen. Hat er welche entdeckt, läßt er an einer Leine das Eisen in die Tiefe und spießt die Fische auf. Ich selbst fing die Fische während der Fahrt, indem ich einen Haken nachschleppte, den sie auch ohne Köder annahmen.

Anfang August erreichte ich den Nordfjord. Natürlich mußte ich ihn kennenlernen, obwohl die Zeit zur Weiterfahrt mahnte. Aber gerade im Nordfjord lernte ich eine Landschaft kennen, wie man sie nur tief im Sognefjord antreffen kann. Steiler als im Hardanger sind hier die Berge; mancherorts ragen sie als tausend Meter hohe, fast lotrechte Felsen aus dem Fjord. Und weil der Nordfjord auch nicht die Breite des Hardangers und Sognefjordes erreicht, wirkt er schmal und wuchtig, obgleich er einige Kilometer breit ist. In gewaltigen Abstürzen brausen allerorts Wildbäche in die Tiefe, droben aber auf den Bergen dehnt sich das ewige Eis des Jostedalsgletschers bis zum Sognefjord hinüber. Diese eisigen Höhen zu erleben, war mein Ziel.

In stürmischer Fahrt durchsegelte ich den weit über hundert Kilometer ins Land eindringenden Fjord, um in der Nähe des Kirchdorfes Olden auf die Berge zu steigen. Bergwanderungen waren für mich ein besonderes Erlebnis. Ich führte sie aus, sobald es die Zeit erlaubte. Im Hardanger hatte ich den großen Gletscher Folgefonna besucht, so manche Alm lernte ich kennen, und jetzt lief ich wieder einmal durch den Busch und folgte einem Pfad, der sich bergwärts wand. Kühe brumnten im Birkengebüsch, Schafe blökten, Ziegen sprangen mit lustigem Glocken-

gebimmel über Stock und Stein, und grunzend flohen einige Schweine, die fast verwildert waren, vor mir her.

Droben auf der Alm traf ich nicht etwa eine junge Sennerin, sondern eine grobknochige Bauersfrau, die in der Tür einer roten Blockhütte erschien und an deren Schürzenzipfel zwei kleine Buben hingen. Sie lud mich ein und fragte nach dem Woher und Wohin. Bei einem Glas Milch gab ich ihr Bescheid.

Vielerorts ist es in Norwegen Sitte, daß die Familien sommersüber auf den Saeter ziehen, also auf die Alm, wo es für Männer, Frauen und Kinder viel Arbeit zu verrichten gibt. Während die Frauen vor allem das Vieh versorgen und Butter und Käse bereiten, schlägt der Bauer das Winterholz und mäht die Wiesen. Heu und Holz, wie überhaupt alle Produkte und Gegenstände, die die Alm verlassen, werden gebündelt und an Drahtseilen in die Tiefe gelassen. Sauber und wohnlich eingerichtet sind diese Sennhütten, und wenn dann gar noch am Abend der Bauer Geige spielt und Burschen und Mädchen auf dem Wiesenplan tanzen, dann kann es nirgends so schön und lustig sein, wie droben auf der Alm.

Vom Gletscher aus schaute ich ins Tal. Wie ein Silberband lag drunten der Fjord. Höfe und Hütten schrumpften zu farbigen Pünktchen zusammen. Um mich war ewiges Eis, das Zauberreich der Eisriesen und Trolle. Tiefe Spalten gähnten ringsum, Eishalden rutschten abwärts, Wände stürzten in der Sonnenglut, dumpfes Dröhnen zog durch den Gletscher, als wollte es den einsamen Wanderer schrecken. Damals zog mich das ewige Eis in seinen Bann. Ich habe seitdem viele Gletscher übergangen, oft bin ich auf ihnen in Stürme und in Gefahr geraten, aber nie habe ich sie fürchten gelernt. Ob Gletscher oder Packeis, beides hat seine Tücken; sie zu meistern ist eine große, männliche Lust.

Als ich Olden verließ, sprang der Wind um, so daß ich in flotter Fahrt durch den Nordfjord kam. In zwei Tagen hatte ich es geschafft. Draußen am Hornelen, einem hohen Berg, der in einer Höhle Runen der Wikinger birgt, überraschte mich schwerster Sturm. Woher er kam, wußte ich nicht recht, weil die Fjorde die Windströmungen bestimmen. Den Wolken nach wehte er aus Südost.

Als ich in einem Fischerhaus aufstand und frühstückte, sagte ein bärtiger Alter: „Heute bleiben alle Boote in der Bucht. Es kommt keiner hinaus.“

Das war Mitte August, also zu einer Zeit, in der man noch keine Herbststürme kennt. Wie sollte es im September werden? Ich mußte die

Ausfahrt versuchen, auch wenn sie mir nicht gelang. Als wir das Boot aus dem Schuppen trugen, warf uns der Sturm fast um. Wir hatten tüchtig gegen ihn anzukämpfen. Schwere Brecher schlugen über die niedrige Hafennole.

Ich besah mir das Fahrwasser und stellte fest, daß ich schon weit schlimmere See befahren hatte. Der Sturm war allerdings böig, so daß ich aufpassen mußte, damit er mich nicht überrannte.

Dreimal riß der Sturm die Beseglung vom Mast. Vier Männer standen im Wasser und hielten das Boot, das sie trotz ihrer derben Fäuste kaum halten konnten. Ich stieg ein, warf einen prüfenden Blick über das Ganze, rief „La gaa!“ Das Boot vollführte eine halbe Umdrehung und schoß davon. Im nächsten Augenblick drückte es der Sturm zur Seite, so daß der Baum im Wasser schleppte. Um nicht umgeworfen zu werden, mußte ich etwas beidrehen, obwohl ich dadurch weiter hinaus auf den Fjord geriet. Das Boot blieb mit der Steuerbordseite so tief im Wasser liegen, daß sie vollständig in ihm verschwand.

Die Wellen waren nicht besonders hoch, jedoch kräftig. Sie deckten mich und das Boot ordentlich zu. Den höchsten Wellen entging ich geschickt, doch genügten die kleineren, mir die Fahrt gründlich zu verleiden. Ich erkannte nämlich nach kurzer Zeit, daß ich an Land gehen mußte.

Die Landung war allerdings nicht leicht. Denn vorläufig steuerte ich der Fjordmitte zu und mußte wenden, das Segel also von der Steuerbordseite auf die Backbordseite bringen. Fiel in diesem kritischen Augenblick eine Bö über mich her, schwamm das Boot kieloben. Gespannt beobachtete ich die See. Dann wendete ich plötzlich und holte das Segel über. Im Nu legte sich das Boot auf die Backbordseite, daß die Spanten krachten. Ich beugte mich steuerbordseits weit hinaus, um ein Kentern zu verhindern. Vom Sturm getrieben, ging es jetzt der Küste zu.

Plötzlich riß ein Brecher die Spritzdecke aus dem Falz! Weiß der Kuckuck, wie das geschehen konnte. Jedenfalls trieb sie neben mir im Wasser und zog an der mir längst gefahrdrohenden Backbordseite. Obwohl ich beide Hände brauchte, um das Boot nicht unter die nächste Welle zu treiben, gelang es mir, die Spritzdecke einzuholen. Im offenen Boot, in das jede Welle ungehindert schlagen konnte, ging es weiter.

Es war, als triumphierten Neptun und die Seejungfrauen. Sie überschütteten mich mit wahren Sturzfluten. Notgedrungen gab ich den ungleichen Kampf auf und ging an Land, nachdem ich zehn Kilometer zurückgelegt hatte.

Das norwegische Westland mit seinen lieblichen Fjorden lag hinter mir. Ich verließ die fruchtbaren Gebiete, und mein Boot sah keine Blumen mehr. Vor mir lag Stat, ein von allen Seeleuten verwünschter Küstenstreifen.

Tot und wieder auferstanden

Hüten Sie sich vor Stat“, riet mir ein Fischer. „Sie wären nicht der erste, der dort zum Teufel geht. Vor zwei Jahren wollten zwei Engländer diese Strecke passieren. Aber sie gaben es auf und beförderten ihr Boot mit einem Pferdekarren.“

„Obwohl sie Stat mieden, sind sie einige Tage später doch noch abgesehen“, versetzte ich, weil ich die Geschichte der beiden kannte.

„Warten Sie wenigstens auf Landwind, der Ihnen vor Stat nicht gefährlich werden kann“, versuchte der Fischer mich umzustimmen.

Ich war jedoch jung und trotzig und bildete mir ein, Stat auch bei schwacher westlicher Brise umsegeln zu können. Als gar noch Flaute einsetzte, zog ich die Besegelung ein und paddelte lustig drauflos, um die gefährliche Felsenküste im ersten Ansturm zu nehmen.

Im Osten lag Selje, ein größeres Dorf. Ich ließ es drüben liegen und steuerte auf See hinaus, um die weit ins Meer vorspringende Felsenzunge Stat auf kürzestem Weg zu umgehen. Ging alles gut, erreichte ich Drage und blieb dort über Nacht. Denn es war bereits spät am Abend, und die Sonne ging im Nordwesten hinter einer schwarzen Wolkenbank unter.

Diese Wolke gefiel mir übrigens nicht, weil sie einen Witterungswechsel versprach. Aber bevor er eintrat, wollte ich längst in Sicherheit sein.

Unbewohnt lag jetzt die felsige Küste neben mir. Die Brandung rumorte in den Riffen und in dunklen Höhlen. In der Ferne stand jedoch ein Haus.

Wer an dieser Stelle vom Sturm überrascht wurde, hatte zu kämpfen. Denn durch die Brandung kam kein Boot. Nirgends entdeckte ich eine Bucht, wo ich ungefährdet hätte an Land gehen können.

Unheimlich schnell schob sich die nordwestliche Wolkenbank über den Himmel. Wenn die Geschwindigkeit ihrer Ausdehnung anhielt, gab es

nachts ein Unwetter. Augenblicklich war es windstill, und das Meer lag mit spiegelblanker Dünung vor mir. Es war so warm, daß ich die Jacke auszog und die Hemdärmel aufstreifte.

Plötzlich zuckte ein Blitz aus der noch fernen Wolke! Jetzt wußte ich, was es geschlagen hatte. Ging ich nicht bald an Land, gab es auf See einen höllischen Tanz. Aber auch an dem Haus, das ich jetzt passierte, war nicht zu landen. Meterhoch brach dort die Brandung über die unzähligen Klippen.

Fallwind peitschte plötzlich die See. Da er von Osten kam, setzte ich das Segel, um rascher vorwärts zu kommen. Denn in einer halben Stunde mußte ich ein Dorf erreichen, wo eine Mole stand und ein kleines Boot ungefährdet landen konnte.

Mit unheimlicher Geschwindigkeit breitete sich die dunkle Wolke über den ganzen Himmel aus. Fortwährend schossen Blitze aus ihr heraus, und dumpf rollte der Donner übers Meer, das tiefschwarz aussah.

Ich zog den Ölmantel an und verpackte mich wasserdicht. Dann prüfte ich noch einmal Spritzdeckenverschluß und Besegung und sah dem Unwetter gespannt entgegen. Umzukehren hatte keinen Zweck, weil es mich ja doch eingeholt hätte. Also hoffte ich, vor dem Ausbruch des Sturmes die eine Felsenecke zu umgehen, hinter der ich das Dorf vermutete.

Der Fallwind machte mir viel zu schaffen, weil er mit unheimlicher Kraft dahergebraust kam und mein Boot umzuwerfen drohte. Als er endlich nachließ und stoßweise aus Nordwesten kam, zog ich das Segel ein.

Der nun folgende Sturmausbruch vollzog sich in wenigen Sekunden. Heulend peitschte der orkanartige Nordwest das Meer, das seine Schwärze verlor, um gischtig weiß aufzubrausen. Regen und Hagel schlugen aus den blitzdurchzuckten Wolken, die Wogen aber kamen daher und verschlangen mein Boot, als wollten sie es für immer behalten. Als ich nach der Küste sah, verschwand sie in dunkler Nacht. Daß ich dem Wüten der entfesselten Elemente nicht gewachsen war, leuchtete mir ein. Aber ich gab mich nicht geschlagen. Denn mit etwas Glück mußte es mir gelingen, irgendwo an Land zu kommen. Da ich kein Land sah, richtete ich das Boot gegen den Sturm und ritt die Wogen ab, um nicht mit Blitzesschnelle gegen die Klippen geworfen zu werden.

Kerzengerade bäumte das Boot auf und tanzte über die donnernde Flut. Der Hagel schlug mir schmerzhaft ins Gesicht, der Regen mischte sich mit dem Schaum des Meeres und überflutete mich, daß ich kaum aus den Augen sehen konnte. Obwohl die Blitze unaufhörlich zuckten, spähte ich vergebens nach der Küste aus.

Da packte mich eine Riesenwoge und warf mich zurück. Das Boot bot dem Sturm die Breitseite und wurde im nächsten Augenblick unter einen Brecher gedrückt. Als es wieder auftauchte, war der Mast über Bord gegangen. Er trieb jetzt im Wasser und machte meinen verzweifelten Versuch, das Fahrzeug vor den Wind zu legen, zuschanden. Als gar noch das Paddel brach, fiel meine letzte Hoffnung über Bord. Jetzt gab es für mich keine Rettung mehr, sondern eine klägliche Strandung.

Im Scheine der Blitze tauchten nachtschwarze Klippen auf. Das Boot trieb in rasender Geschwindigkeit darauf zu und mußte im nächsten Augenblick auflaufen und zerschellen. Die Luft war voll Geheul, das Meer voll tausend Teufel, die von allen Seiten nach mir griffen.

Das Boot wurde von der Brandung gepackt und in wilde Strudel gerissen. So wie es mit überbrechenden Wogen vorwärts stürmte, wurde es im nächsten Augenblick wieder zurückgerissen, bis es plötzlich von einer Riesenwelle gehoben und gegen ein Riff geschleudert wurde.

Wie ich aus dem Boot gekommen bin, weiß ich nicht. Ich hing plötzlich an einem Felsblock und fühlte, daß das Wasser unter mir zurückflutete und ich ziemlich hoch in den Lüften hing. Aber im nächsten Augenblick rollte eine Woge heran, riß mich von dem Riff und schleuderte mich zwischen einige spitze Säulen, so daß ich in einem fürchterlichen Hexenkessel landete. Noch ein paarmal wiederholte sich das Fangballspiel, bis ich eine längere Felswand erreichte, an der ich geschwind emporkletterte.

Wo ich mich befand, wußte ich nicht, denn um mich war stockdunkle brüllende Nacht. Wahrscheinlich hatte ich jedoch trotz des unsanften Ballspiels die Küste erreicht. Ich verschnaufte und klammerte mich an den Fels, der mir die Rettung brachte.

Ein Licht irrte durch die Nacht. Ich gewahrte es trotz der Blitze. Und wo ein Licht war, mußten schließlich Menschen sein! Also rief ich aus Leibeskräften und machte mich auf, um dem Licht etwas näherzukommen. Aber es war ein hoffnungsloses Beginnen, weil ich nicht wußte, wie ich aus der Wand kommen sollte. Stürzte ich ab, lag ich erneut in der teuflischen Brandung.

Das Licht kam immer näher. Dann blieb es stehen, als warte es auf mich. Ich nahm die Versuche noch einmal auf und fand tatsächlich einige Vorsprünge, auf denen ich vorwärtskam.

Ziemlich dumm muß ich dreingeschaut haben, als ich mich der Laterne näherte und plötzlich eine Frau gewahrte, die sich mit meiner „Sturmbräut“ beschäftigte. Wie es schien, war nämlich mein Boot glücklicher an Land gekommen als ich. Es lag etwas ramponiert, aber mit heiler

Haut auf den Klippen und wurde soeben von der Frau umgekippt, damit das Wasser herauslaufen konnte. Ich fragte nicht lange, sondern sprang hinzu und brachte mit der Frau zusammen das Boot in Sicherheit. Dann erst sah ich mir meine mutige Helferin genauer an.

Sie nahm jedoch die Lampe und rief mir zu: „Das Boot liegt in Sicherheit, weil das Wasser fällt!“

Als wir einem schmalen Küstensaum folgten, merkte ich, daß mein linker Arm nicht in Ordnung war. Ich habe ihn nachher einige Tage in der Binde getragen. Mein Gesicht war übrigens auch nicht ganz heil, und überall gab es an mir blaue Flecke und Schrammen. Aber ich freute mich, mit so wenig Schaden dem nahen Verderben entgangen zu sein.

Vor dem Haus schlugen die Spritzer der Brandung hoch über den Bootsschuppen. Blitze zuckten unaufhörlich, und der Donner rollte. Die Frau führte mich in das Haus, wo sieben Kinder auf ihre Rückkehr warteten. Dort zog ich meine nassen Sachen aus und bekam trockenes Zeug. Als wir am Tisch saßen und den Graumehlbrei löffelten, fragte ich, warum sie sich der Gefahr ausgesetzt hätte und mir zu Hilfe gekommen wäre.

„Ich sah dich vorbeikommen und ahnte, daß du vor der Felsennase havarieren würdest“, erwiderte sie. „Männer sind nicht im Hause, weil mein Mann nach Maalöy gefahren ist; deswegen mußte ich kommen.“

Wie verängstigte Vögel schlüpfen die Kinder in die Betten, je zwei in eins, so daß sie alle unterkamen. Ich selbst lag unterm Dach und sah durch ein Astloch über Land und Meer. Das Unwetter tobte mit unverminderter Kraft weiter, und Regen und Hagel peitschten gegen das Haus. Im Schein der Blitze entdeckte ich mein Boot, das unweit der Brandung auf den Steinen lag.

Am nächsten Morgen schien die Sonne, während hohe Brandung die Küste umgab. Ich suchte an der Unfallstelle meine Siebensachen zusammen und stellte zu meiner Freude fest, daß weder etwas fehlte, noch zu Schaden gekommen war. Selbst das Boot hatte nur einige Schrammen davongetragen, die leicht auszubessern gingen. Paddel, Mast und zwei Spanten waren gebrochen, doch bereitete mir das keinen Kummer. Viel umständlicher war die Sache mit der Kamera, die ich in ihre einzelnen Teile zerlegen, trocknen und wieder zusammensetzen mußte. Aber am Abend war auch das getan.

Zwei Tage nach dem Zwischenfall kam der Hausherr zurück. Er riß die Augen auf, als er mich sah, und blieb sprachlos im Türrahmen stehen.

„Der deutsche Kanufahrer geriet in den Sturm und mußte hier bleiben“, erklärte die Frau.

Da fiel die Erstarrung von dem Manne. Er kam auf mich zu, drückte mir die Hand, daß die Knochen knackten, und lachte, bis ihm die Tränen in die Augen traten. „Dich haben sie für tot erklärt!“ rief er belustigt. „Der Rundfunk verbreitete es, in den Zeitungen stand es, und überall sprechen sie davon. Wenn wir ihnen bloß Bescheid geben könnten!“

Meine Todesnachricht kam mir sehr überraschend. Der Nachrichtendienst ließ mich einfach sterben, auch deutsche Zeitungen berichteten in einer kurzen Notiz von meinem kläglichen Ende, meine Eltern erfuhren die Geschichte und ängstigten sich sehr, während ich ahnungslos das Boot überholte, um die Weiterfahrt antreten zu können.

Nachdem diese Havarie für mich so glücklich verlaufen war, hatte ich vor Stat keine weiteren Zwischenfälle zu befürchten. Das war die Meinung ehrbarer Fischer, der ich mich mit voller Überzeugung anschloß. Ich verließ also das gastliche Haus und segelte weiter. Die See war leicht bewegt, und unter günstigem Wind kam ich gut vorwärts.

Steil und dunkel stiegen die Felsen aus dem Meer, Kormorane hockten auf Riffen und sahen mir zu. Als ich die Felsennase umfuhr, vor der ich in jener Sturmnacht ein kaltes Bad nehmen mußte, lag vor mir das kleine Dorf, das ich damals zu erreichen hoffte. Ich segelte vorbei und kam in die Nähe der westlichsten Felsen dieser gefährlichen Landzunge. Die See war hier draußen sehr unruhig; wahrscheinlich stand die Strömung dem Wind entgegen. Gerade als ich mich in einer tollen Schaukelei befand, kam die „Stavangerfjord“ vorbei. Während ich mit den Männern auf der Brücke einen Gruß tauschte, lehnten sich sterbensmüde Passagiere über die Reling, um Neptun zu opfern.

Weiterfahrend entdeckte ich in einer Bucht die Reste eines Fischerbootes. Es war zu gleicher Zeit in jener Gewitternacht gekentert, wobei zwei Fischer in der Brandung ihren Tod fanden.

Peinliche Begegnung mit Walen

Ohne weiteren Zwischenfall umsegelte ich Stat. Als ich den breiten Fjord Vanylvsgapet überqueren wollte, warnten mich einige Fischer vor einem Wal, der hier sein Unwesen treiben sollte. Sie schoben mehrere Bootsunglücke auf sein Schuldkonto und taten so, als wäre er ein heimnisvoller Bote aus der Unterwelt.

Es war windstill und die See lag spiegelblank vor mir, als ich den Vanylvsgapet befuhr. Die Sonne stand tief im Westen und vergoldete das weite Meer. Als ich mich in der Mitte des acht Kilometer breiten Fjordes befand, dachte ich an den Wal. Im nächsten Augenblick tauchte er tatsächlich im Westen auf! Er mußte außergewöhnlich groß sein, denn sein Pusten klang besonders laut. Ich konnte seine Größe nicht gut erkennen, weil hinter ihm die Sonne stand und er somit unwirklich groß erschien. Wie ein Riff tauchte er tiefschwarz aus dem Meer, um träge buckelnd zu verschwinden. Dreimal wiederholte er sein Auftauchen. Ich machte mich schleunigst aus dem Staube, obwohl ich nicht recht an die Erzählungen der Fischer glauben konnte. Wale sind friedliebende Tiere, die, ohne gereizt zu werden, kaum ein Ruderboot angreifen. Der von mir gesichtete Wal dachte auch gar nicht daran, mir zu folgen.

Im Storfjord traf ich zwei Wale, die sich recht sonderbar benahmen. Sie schwammen mitten im Fjord und schienen sehr aufgeregt zu sein. Ich wich ihnen aus und ging an Land, um von dort aus die beiden Gesellen zu beobachten. Der Länge nach mußten es Finnwale sein. Während der eine Wal langsam weiterschwamm, wälzte sich der andere auf den Rücken und trieb den tollsten Schabernack. Plötzlich schnellte er sich hoch in die Luft! Für einen Augenblick war sein massiger Leib in seiner ganzen Länge zu sehen, dann schlug er auf das Wasser und verschwand in einer hoch aufsteigenden, donnernden Wasserwand. Gleichzeitig ertönte ein unbeschreiblicher, kurzer, brüllender Laut. Kaum hatte sich das Wasser beruhigt, wiederholte der Riese seinen Sprung, diesmal jedoch ohne zu brüllen. Daraufhin vollführte er ein mächtiges Getöse, vor aufspritzendem Wasser waren beide Tiere nicht mehr zu sehen; plötzlich wurde es jedoch still und beide Wale verschwanden in der Tiefe.

Ich ging zu einigen Fischern, die unweit ihre Netze ordneten und die den Vorgang ebenfalls beobachtet hatten.

„Das sind brünstige Wale“, erklärten sie, „und es ist ratsam, ihnen aus dem Weg zu gehen.“

Die kommenden Tage verliefen ohne besondere Ereignisse. Um rascher vorwärts zu kommen, nützte ich jeden Lufthauch aus und setzte das Segel. Steife südliche Brise war mir gerade recht. Da brauchte ich nicht zu paddeln und kam gut vom Fleck. Erst als es kälter wurde und Schneetreiben und Vereisung einsetzten, machte sich der Nachteil des Segelns in Erfrierungen bemerkbar. Notgedrungen griff ich dann zum Paddel, um die Kälte aus den Gliedern zu treiben. Wo es See und Wind erlaubten,

paddelte ich bei voller Besegelung und löste auf diese Weise die Frage der schnelleren Fortbewegung und die des Erfrierens.

Noch waren die Tage kühl, Regen wechselte mit Sonnenschein, und abends saß ich bei Fischersleuten, die mich überall freundlich aufnahmen und bewirteten. Die Gastfreundschaft dieser einfachen Menschen ist beispiellos. Kam ich an Land, brauchte ich mich nach keinem Quartier umzusehen. Die Männer kamen schnell herbei, es gab einen kleinen Aufruhr im Dorf, jeder wollte zuerst das ankommende Boot betrachten, und kaum war ich ausgestiegen, faßten die Männer an und brachten es in den nächststehenden Bootsschuppen. Daraufhin ging ich mit den Männern ins Dorf und wurde in ein Haus geführt, in dem ich bis zum nächsten Morgen blieb. Hin und wieder geschah es auch, daß die Männer uneinig wurden, weil mich jeder haben wollte. Ich behob diese Streitfrage, indem ich allen einen kurzen Besuch versprach.

Beim Schein der Petroleumlampe saßen wir dann beisammen und unterhielten uns. Die Fischer wollten zuerst wissen, wie sich mein Boot im Seegang bewährte, ob es aufkreuzen konnte oder abtrieb, und ob ich rechtzeitig aus der Sitzluke käme, wenn es der Umstand erforderte. Dann kamen wir auf die weitere Fahrtstrecke zu sprechen. Da war ich an der Reihe, die Ohren zu spitzen. Denn das Wissen dieser Männer verschaffte mir große Vorteile. Ich lernte die mir bevorstehenden Fahrtstrecken kennen und sah sie mir auf der Karte genau an. Vor allem lag mir viel daran, Strömungen auszunützen oder sie widrigenfalls zu umgehen.

Die Gastfreundschaft der Fischer stützt sich nicht etwa auf eine gute Bezahlung, sondern sie entspringt der Notwendigkeit. Sie sind alle mehr oder weniger aufeinander angewiesen, zumal im Herbst oder zur Winterzeit, wenn die Fischer auf entlegene Inseln verschlagen werden. Wollte ich bezahlen, lehnten sie es meistens ab. Sie bedankten sich vielmehr für den Besuch.

Ich war deswegen unangenehm überrascht, als man mir auf einer Insel vor Molde die Gastfreundschaft verweigerte. Als ich die Männer fragte, ob ich irgendwo schlafen könnte, stelzten sie steif und priemend davon, ohne mir Antwort zu geben. Obwohl viele Häuser auf der Insel standen, bekam ich kein Quartier. Ich vertäute mein Boot in einer Bucht neben mehreren Fischkuttern, kochte eine Suppe und streckte mich auf der Luftmatratze aus, um zu schlafen. Zwei heimkehrende Fischer weckten mich. Einige Dutzend Fragen mußte ich ihnen beantworten. Ich tat es, ohne unfreundlich zu sein. Als ich aber die eine Frage stellte, ob sie einen Winkel hätten, wo ich schlafen könnte, ruderten sie schleunigst davon.

Die Kälte sank in dieser Nacht auf zwei Grad, so daß ich in meiner Nußschale gehörig fror. Anfangs verwünschte ich das ungastliche Dorf, aber je mehr ich fror, desto klarer kam es mir in den Sinn, wie groß die Gastfreundschaft der norwegischen Küstenbevölkerung ist. 250 Tage war ich auf sie angewiesen! 249mal behauptete sie sich, und nur einmal ließ sie mich im Stich! Damals wußte ich nicht, daß ich nie wieder unfreiwillig im Boot nächtigte, doch ließ ich mich wegen dieser einen Enttäuschung nicht verdrießen. Sobald der Morgen graute, verließ ich die Bucht und segelte nach Molde, der Blumenstadt.

Molde zählt zu den schönsten Städten Norwegens, und es hat sich vor allem durch seine Blumenanlagen bekannt gemacht. Als ich die Stadt zum erstenmal sah, ersoff sie fast im Regen. Das Wetter war so scheußlich, daß ich schleunigst weiterfuhr, um Hustadvika zu erreichen. Sturm, Seegang und Regen zwangen mich zur Landung. Ich blieb bei freundlichen Leuten und setzte anderntags die Fahrt fort.

Hustadvika sollte mir viel zu schaffen machen. Ich kam auch nicht weit und ging in Bud an Land. Dort waren die Menschen überaus freundlich, doch verschafften sie mir anfangs kein Quartier — weil sie mich für einen vornehmen Sportsmann hielten. Sie erklärten bedauernd, in Bud gäbe es kein gutes Gastzimmer.

„Dann habt ihr doch wenigstens eine Ofenbank oder einen Winkel mit einem Schaffell“, erwiderte ich.

Ja, das hätten sie schon. Haha, natürlich hätten sie das! Ich sei doch wirklich ein spaßiger Herr!

In diesem Augenblick klingelten in allen Häusern die Telephonapparate, weil jedermann bemüht war, mir ein recht gutes Gastzimmer zu besorgen. Der Kaufmann lehnte ab, die angesehensten Fischer lehnten ebenfalls ab, und als sie alle abgelehnt hatten, standen die Männer ratlos neben mir und sahen betrübt den Eider- und Grautenen zu, die neugierig mein Boot umschwammen.

Ich nahm einen Mann beiseite und sagte zu ihm:

„Du weißt doch, wenn man wochenlang auf See gelegen hat, fühlt man sich in besseren Häusern nicht wohl. Man sieht dann etwas mitgenommen aus. Du hast doch sicher auf dem Boden ein Bett stehen, in dem ich schlafen könnte.“

„Für einen Offizier ist das nichts“, erwiderte der Mann.

Daß ich ein armseliger Wicht war, der für kleine Zeitungen kurze Artikel schrieb, glaubte kein Mensch. In großen Artikeln berichteten die norwegischen Zeitungen von meiner aufsehenerregenden Fahrt, und nun

glaubten viele Leute in ihrer köstlichen Einfalt, daß der Mann, der diese Fahrt durchführte, ein hohes Tier, zumindest aber Offizier sein mußte. Mich kostete es mancherorts große Mühe, die Menschen von meiner Harmlosigkeit zu überzeugen.

In Bud war alle Mühe vergebens. Die Leute glaubten an den Offizier, sie verschafften mir ein gutes Quartier und bedachten mich anderntags mit einer Rechnung, die wohl dem Zimmer, keinesfalls aber meiner Reisekasse entsprach. Wir schieden trotzdem in größter Herzlichkeit. Ich segelte weiter und geriet in einen tollen Hexenkessel.

Hustadvika ist nämlich eine offene, riffige Küstenstrecke, die man am besten in angemessener Entfernung umgeht. Mir hatten die Fischer ebenfalls geraten, möglichst weit hinauszufahren, doch unterschätzte ich die riffige Strecke und segelte geradewegs über das unterseeische Schärengebiet. Mit flatterndem Segel stieg das Boot kerzengerade empor, um im nächsten Augenblick in ein gurgelndes Wasserloch gezogen zu werden. Steile Brecher rollten heran und brachen über mir zusammen. Im Nu ließ ich das Segel fallen und arbeitete mich mit dem Paddel aus der höllischen Flut

Auf Land beobachteten einige Fischer meinen Kampf. Sie hielten lange Stangen in den Händen und schienen gewillt zu sein, mir im Notfall Hilfe zu bringen. Ich war viel zu trotzig, um mich geschlagen zu geben. Obwohl die Lage für mich sehr hoffnungslos aussah, überwand ich die schlimmsten Brecher und erreichte tiefes Wasser, wo ich mich verschnaufen konnte. Dann suchte ich mit Luchsaugen günstige Fahrinnen und umging die gefährlichen Riffe, über die viele Meter hohe Sturzfluten brachen.

Als ich Ersholmen, ein kleines Dorf, erreichte, war ich ausgepumpt. Hagelschauer verleideten mir die Weiterfahrt, so daß ich an Land ging. Auch dort nahm man mich mit größter Freundlichkeit auf.

Der nächste Tag brachte schweren Nordweststurm, Hagel und Schnee. Während der Schnee im Küstenbereich schmolz, blieb er auf den Bergen liegen. Notgedrungen wartete ich zwei Tage auf besseres Wetter. Trotz heftiger Hagelschauer fuhr ich endlich weiter. Die Hagelkörner waren so groß, daß ein Korn die Spritzdecke durchschlug. Für mich war es kein Vergnügen, diesem Eisbombardement ausgesetzt zu sein. Mit blauen Flecken im Gesicht ging ich in Hustad an Land.

Ahnungslos war ich in eine Bucht gesegelt und ausgestiegen, und kein Mensch dachte daran, mir zu sagen, daß die Bucht bei Ebbe trocken liegt. Ich wunderte mich nicht wenig, als ich am Morgen erwachte und Land

statt See erblickte. In Norwegen gibt es eigentlich nur Steilküste. Ebbe und Flut machen sich also wohl im Fallen und Steigen des Wasserspiegels, nicht aber im Zurückgehen der See bemerkbar. In Hustad erlebte ich einen bösen Reinfall. Denn während ein prächtiger Segelwind wehte, mußte ich die schönste Zeit des Tages verstreichen lassen, bevor ich das Boot zu Wasser bringen konnte.

Von Hustadvika hatte ich jedenfalls genug. Heilfroh, die gefährliche Strecke hinter mir zu wissen, segelte ich mit gutem Rückenwind in einen Fjord, dessen Einfahrt schmal und riffig war. Ich wunderte mich, daß ich trotz des kräftigen Nordwestwindes so langsam vorwärts kam. Als das Boot gar wie festgefahren mit geschwelltem Segel neben einem aus der See ragenden Felsblock liegen blieb, wußte ich, daß ich gegen starke Strömung kämpfte. Passieren konnte mir nichts, weil der Seegang nicht besonders hoch war, doch lag mir viel daran, so schnell wie möglich in den Fjord zu kommen.

Selbst als ich zum Paddel griff, kam ich nicht von der Stelle. Eine halbe Stunde hielt sich das Boot auf einer Höhe. Dann drückte es die Strömung zurück. Als ein kräftiger Windstoß in das Segel fiel, kam ich wieder langsam vorwärts. Eine Stunde lang trieb das Boot hin und her, endlich wurde es von einer Bö gepackt und durch die Fjordenge gedrückt. Der Augenblick war so spannend, daß ich die Zähne zusammenbiß. Glücklicherweise folgte der ersten Bö eine zweite, mit deren Hilfe ich die schlimmste Strömung überwand.

Kaum befand ich mich in dem Fjord, erblickte ich vor mir einen Wal. Wahrscheinlich sollte mir das zweifelhafte Glück beschieden sein, alle die wenigen in den norwegischen Küstengewässern sich befindlichen Wale kennenzulernen.

Ruhig zog der Wal seine Bahn. Obwohl er mir entgegenkam, änderte ich nicht den Kurs, weil der Fjord Raum für beide bot. Außerdem reizte es mich, einen Wal aus allernächster Nähe zu betrachten.

Gemächlich kam der Riese daher. Auftauchend stieß er gewaltig fauchend den Wasserstaub aus seinem Spritzloch. Ich änderte schließlich die Richtung, um in sicherer Entfernung zu bleiben. Daß er gleichzeitig dasselbe tat, konnte ich nicht wissen. Erst als das Ungetüm wenige Meter vor mir aus dem Wasser stieg und spritzte, verschlug mir die Überraschung den Atem und mit aufgerissenen Augen startete ich den Riesen an. Der aber tat gelassen. Unbeirrt steckte er den Schädel in die Tiefe und zog seinen gewaltigen Rücken hinterdrein. Als ich ins Wasser sah, schwamm er wie eine große Schäre unter mir dahin. Mir

stockte das Blut in den Adern, und das Entsetzen wich erst von mir, als ich hinter mir sein schauriges Fauchen vernahm. Aufatmend nahm ich mir vor, nie wieder einen Wal anzusteuern! Mit Ausnahme eines kleinen Wales ist mir fernerhin keiner mehr in den Weg gekommen. —

Während das Festland bergig ist, sind die Inseln und Schären dieses Küstenstriches weniger hoch. Einsame Gehöfte und kleine Dörfer liegen verstreut auf ihnen. Ihre Bewohner führen ein bescheidenes Dasein und beschäftigen sich mit der Bearbeitung der Klippfische. Die mehrmals gewaschenen und gesalzenen Dorsche werden in kreisrunden Stapeln gepreßt, und wenn die Sonne auf die Schären scheint, kommen die Frauen und Mädchen und breiten den Klippfisch auf den Steinen aus. Je näher ich Kristiansund kam, desto mehr Klippfische entdeckte ich auf den Schären. Manchmal ging ich an Land, um der Bearbeitung zuzusehen. Einmal zeigten mir die Leute ein großes Klippfischlager, und damit ich sie in bester Erinnerung behielt, schenkten sie mir den größten Klippfisch, den sie auftreiben konnten. Der Fisch war fast anderthalb Meter lang! Ich mußte ihn in viele Teile schneiden, damit ich ihn unterbrachte und als eisernen Bestand in die Proviantkiste legen konnte.

In Kristiansund wird der fertige Klippfisch gelagert und schließlich nach Spanien, Afrika, Australien und in sonstige Weltenwinkel verschickt. Schiffe aller Nationen kommen nach dieser Stadt, die auf vier Inseln liegt. Obwohl mir diese schöne Stadt eine herzliche Aufnahme bereitere und ich von vielen angesehenen Familien eingeladen wurde, verließ ich bereits nach zweistündigem Aufenthalt den Hafen, um den Segelwind auszunützen, der mich gut vorwärts brachte. Es folgten einige ruhige, kalte Tage, der Segelwind hielt an, und eines Tages erreichte ich den Drontheimsfjord und die alte norwegische Krönungsstadt.

Ein schlimmer Feind - die Kälte

Es war bereits spät am Abend, als ich Drontheim erreichte. Eine lange Mauer schützte den Hafen, Blinklichter zeigten mir den Weg. Da ich nicht wußte, wo ich das Boot an Land bringen konnte, paddelte ich ziellos durch Kanäle und an vielen großen und kleinen Fahrzeugen vorbei, bis ich eine Werft erreichte. Dort vertäute ich mein Boot an einem Kutter, wickelte mich in die Decke und schlief ein.

Seltsames Glucksen weckte mich. Es war durchaus nicht das Plätschern der gegen die Bootswände rennenden kleinen Wellen, sondern das Geräusch eindringenden Wassers. Wahrscheinlich hatten wieder einmal die Fische eine dünne Hautstelle zerrissen! In stockfinsterer Nacht tastete ich das Bootsinnere ab, bis ich tatsächlich unter einer Spante das Loch entdeckte. Nach altem Seemannsbrauch nahm ich ein Stück Speck und preßte es drauf, so daß ich mich ruhig schlafen legen konnte.

Kaum war ich eingeschlafen, fielen die ersten Regentropfen vom wolken schweren Himmel. Ich mußte wohl oder übel einen geschützten Winkel suchen, um nicht völlig naß zu werden. Unter einer Brücke glaubte ich in Sicherheit zu sein. Verschlafen legte ich die Bootsleinen um einige Brückenpfosten und dachte nicht daran, daß Seewasser zu steigen und zu fallen pflegt. Mir kam meine Dummheit erst zum Bewußtsein, als ich durch einen fürchterlichen Krach aus dem Schlaf gerissen wurde. Ich fühlte, daß mein Wackelpott in die Höhe sauste und daß irgend etwas gebrochen sein mußte. Obwohl ich die Augen weit aufriß und mich auf ein kleines Schwimmbenteuer gefaßt machte, wußte ich nicht, was eigentlich geschehen war. Der Mast war verschwunden, und das Boot wurde vorn in die Tiefe gezogen.

Jetzt ahnte ich den Zusammenhang. Ich hatte das Boot vertäut, das Wasser stieg, aber das Boot stieß mit dem Mast gegen die Brücke und wurde von den Seilen gehalten, so daß es nicht mit steigen konnte. Als der Druck gar zu groß wurde, brach der Mast und die Heckleine riß. Jetzt hing das Boot an der Bugleine und drohte jeden Augenblick abzusacken!

„Mar' und Joseph, steht mir bei!“ bettelte ich, weil ich meinen Kahn bereits auf dem Hafengrund liegen sah. Aber niemand stand mir bei. Ich mußte mich auf mich selbst verlassen und wußte doch, daß die geringste Bewegung genügte, um Mann und Boot verschwinden zu lassen.

Da zog ich die Luftmatratze aus dem Boot und blies sie steinhart auf. Vorsichtig legte ich sie neben dem Wackelpott auf das Wasser, sie sollte nämlich mein Beiboot sein. Das war nicht etwa eine große Luftmatratze, wie sie heutigentags modern sind, sondern eine Art Versuchskarnickel. Damals kamen die Luftmatratzen erst auf, und sie bestanden aus einigen gleichdicken, kurzen Schläuchen. In Badehosen auf solch einem Ding zu stehen, mußte geübt werden, bevor es gelang. Ich aber kletterte in stockdunkler Nacht und warm angezogen aus dem Boot und auf die Matratze, damit ich die Leine durchschneiden konnte, die mein Boot in die Tiefe zog.

Mein Herz tickte vor Aufregung wie eine Weckuhr. Aber ich kam

nach vorn. Dort getraute ich mir nicht die Leine zu kappen, weil mich das hochschnellende Boot von der Matratze werfen konnte. Schließlich tat ich es doch. Wohlbehalten kam ich ins Boot zurück, doch hatte ich keine Lust, länger unter der Brücke zu bleiben. Trotz des Regens vertäute ich das Boot abermals im Freien und schlief, bis mich der Ruf des deutschen Dockmeisters Podsada weckte. Bei ihm und seiner Familie verbrachte ich noch frohe Stunden.

Sie waren übrigens nicht die einzigen Deutschen in dieser schönen Stadt. Unter anderem war dort ein Landsmann, der mir bei der Begrüßung fast die Hände verrenkte und der hocheifrig sprach: „Mensch, aus Sachsen sein Se? Ich bin aus Chemn'tz, un meine Mudder wohnt heite noch dort.“

Eine große Sehenswürdigkeit ist in Drontheim der Dom. Von tausendjähriger Geschichte zeugt er. Alle norwegischen Könige wurden dort gekrönt und die Gebeine des Wikingerkönigs Olav des Heiligen birgt er. Sein stolzer Bau blieb unvollendet, obwohl seit einem Jahrtausend an ihm gearbeitet wird.

Als ich Drontheim verließ, war es empfindlich kalt geworden. Der Schnee lag auf den Bergen, die Tage waren voll kalten Sonnenscheins. Ich segelte an Munkholmen, der alten Festung, vorbei, die auf einer kleinen Insel vor der Hafeneinfahrt liegt, und stach geradeaus über den Fjord. Ein alter Fischer warnte mich vor der Überfahrt; es schwebte etwas in der Luft, meinte er, den blauen Himmel betrachtend und beizenden Tabaksaft ausspuckend. Ich fuhr trotzdem, weil das Wetter kaum besser sein konnte.

Als sich der Himmel bewölkte und der Wind böig wurde, änderte ich jedoch den Kurs und fuhr nicht über den Drontheimsfjord, sondern über einen fast zehn Kilometer breiten Fjord der südlichen Küste. Die Berge erzeugten böigen Fallwind, der aus dem Fjord brauste und kräftig in das Segel fiel. Ich kam daher gut vorwärts, obwohl die See sehr unruhig war. Meterhohe Wellen rollten daher, ohne jedoch überzubrechen.

In der Fjordmitte überraschte mich eine ziemlich steife Brise. Die Wellen brachen über, der Fjord sah plötzlich grünlichweiß aus, und das Boot legte sich zur Seite, daß das Wasser über die Bordwand lief. Unter mir gluckste schon wieder eingedrungenes Wasser, Proviant und Kleidungsstücke wurden allmählich naß. Dabei blies mir der Wind die Kälte um die Ohren, daß ich immerfort Nase und Wangen reiben mußte.

Je näher ich dem gegenüberliegenden Ufer kam, desto höher stiegen die Wellen an. Drüben angekommen, überfiel mich starke Brandung.

Das Boot geriet in einen Strudel, wurde unter einen Brecher gedrückt, eine hellgrüne Wand stand plötzlich vor mir und stürzte schaumschlagend über den Mast. Als sie verrann, hatte ich wieder einmal den Mast verloren; er war einfach mit der Welle über Bord gegangen.

Nachdem ich glücklich an Land gekommen war, hobelte ich mit Hilfe eines Fischers einen neuen Mast zurecht, der alle die früheren an Festigkeit und Stärke übertraf. Noch während wir hobelten, sah der Fischer auf und zeigte auf eine sonderbare Rauchsäule, die aus der Fjordmitte stieg. Eine Wasserhose kam dahergebraust! Sie riß alles in ihre Fänge, was sich ihr in den Weg stellte. Dröhnend und heulend stob sie dahin, bis sie in der Ferne zusammenbrach.

„Tja, mein Lieber, wenn dich das Ding erwischt hätte, wäre wohl nicht viel übrig geblieben“, meinte der Fischer, ein neues Stück Tabak in die Backen schiebend und den Hobel aufsetzend. „Tja“, sagte ich, „das kann wohl sein.“ Dann hobelten wir weiter, daß die Späne flogen.

An diesem Abend war es besonders gemütlich, im Haus zu sitzen und dem Schnurren des Spinnrades zu lauschen. Der Fischer erzählte von Elchjagden, ein Mädchen buk Herzplinsen, und ich saß am Fenster und sah über den dunkeln Fjord. Blinkfeuer leuchteten auf und erloschen wieder, Sterne spähten neugierig durch das jagende Gewölk.

Am nächsten Morgen hatte sich der Schnee von den Bergen herab in Fjordnähe gesenkt. Unter kräftigem Landwind verließ ich den Drontheimsfjord und segelte dem offenen Meere zu. Ich fror jämmerlich in meinem kleinen Boot. Kälte und Seegang zwangen mich schließlich, an Land zu gehen.

Es war an einem fast unbewohnten Ort. Karge Küste lag an den bergigen Hängen. In einem torfbedachten Blockhaus fand ich freundliche Aufnahme. Arme Teufel wohnten hier, die das Leben auf keinen grünen Zweig kommen ließ. Schmutz starrte aus allen Winkeln. Kinder krabbelten in zerrissenen und schmutzigen Kleidern auf den ungewaschenen Dielen, Katzen miauten, und auf der Ofenbank saß die Frau, die einen halbnackten Säugling stillte. Der Fischer hatte sich wahrscheinlich seit vielen Wochen nicht gewaschen, denn seine Hände starrten vor geronnenem Fischblut. Alles stank in der Hütte nach Schmutz und abgestandener Luft. Ich kann nicht sagen, daß ich mich in diesem Haus wohl fühlte, doch strahlten alle diese verkommenen Menschen eine wohlthuende Herzlichkeit aus. Ihnen kam es gar nicht in den Sinn, daß es anders sein konnte. Sie fühlten sich in ihrer Klause wohl und erwarteten dasselbe von dem Gast.

Dabei waren die Leute sehr aufmerksam. Als mir ein Kater das belegte Brot vom Tische stahl, packte ihn die Hausfrau am Schwanz und warf ihn durchs Fenster, damit er mir nicht alles wegessen konnte. Und als ein strubbliger Bengel mir eine zweite Schnitte aus der Hand nahm und verschlang, gab ihm die Mama einen Schnuller in die Finger, den er aber nicht in den Mund, sondern in meine Kaffeetasse steckte.

Von vielen frommen Wünschen begleitet, verließ ich die gastliche Stätte, um mich mit Wind und Seegang zu schlagen. Gegenwind wäre mir an diesem Tage gewiß dienlicher gewesen, weil es empfindlich kalt war. Ich nützte jedoch den Segelwind aus und kam rasch vom Fleck.

Unterseeische Schären zwangen mich zu einem weiten Umweg. Ich fuhr also auf die etwas stürmische See hinaus und segelte Stunde um Stunde nordwärts. Die Kälte plagte mich gehörig, doch konnte ich nichts dagegen tun. Ich schlug mir nur ab und zu die Arme um den Leib und bewegte die Füße, um nicht gänzlich zu erstarren.

Draußen kam ein Hochseefischer vorbei, auf dem ein Brand ausgebrochen war. Durchs Glas schaute ich den Männern zu, die mächtige Wasserstrahlen in den Brandherd schleuderten. Fast beneidete ich sie, weil sie so viel wärmendes Feuer bei sich hatten.

Der Karte zufolge mußten vor der Küste einige langgestreckte Inseln liegen. Ich steuerte also landwärts und suchte die Durchfahrt, die ich ohne Umschweife fand.

Der Grund schien mir jedoch nicht geheuer zu sein. Ich spähte in die Tiefe und gewahrte Schlingpflanzen. Schären tauchten auf, das Fahrwasser wurde flach, und bevor ich das Segel fallen lassen konnte, sauste das Boot auf Grund.

Das hatte mir gerade noch gefehlt! Barfuß stieg ich ins Wasser und schob das Fahrzeug über den Grund. Ordentlich warm fühlte sich das Wasser an, weil die Lufttemperatur auf neun Grad gesunken war. Als ich jedoch im Boot saß und abermals stundenlang segelte, spürte ich ärger als vordem die Kälte. Mit leichten Erfrierungen ging ich in Stockund an Land.

Bevor ich den Ort erreichte, überraschte mich die Dunkelheit. Da geschah es, daß das Kielwasser meines Bootes gelbgrünlich leuchtete. Ringsum zuckten plötzlich ähnliche Flämmchen auf, die Wellen leuchteten, an den Felsen, gegen die das leichtbewegte Wasser plätscherte, flimmerte ein gelbgrünes Sternenheer, und ich erlebte das Meeresleuchten in seiner ganzen Pracht! Obwohl ein guter Segelwind wehte, ließ ich das Segel fallen und paddelte langsam durch die verzauberte See.

Es fielen keine Wassertropfen von dem Paddel, sondern leuchtende Sterne; und tauchte ich das Paddel tief in die Flut, so wallte das Wasser phosphoreszierend auf. Es war so märchenhaft schön, daß ich die Kälte vergaß und nur andächtig zuschauen konnte.

Obwohl ich in völliger Dunkelheit Stocksund erreichte, kamen viele Menschen herbei, um mein Boot triumphierend durchs Dorf zu tragen. Ich befand mich wieder einmal in guter Obhut, doch konnte ich nicht schlafen, weil mich die erfrorenen Stellen schmerzten. Am frühen Morgen brach ich auf, um die Weiterfahrt anzutreten. Gerade als ich den Sund verließ und dem offenen Meer zustrebte, kam mir ein Kutter entgegen, der einen zweiten abschleppte. Die Fischer legten die Hände an den Mund und riefen mir zu: „Vorsicht! Flatanger ist stürmisch!“

Weit draußen auf See erhebt sich der Leuchtturm Halten aus der tiefblauen Flut. Die Froinseln schließen sich ihm an, eine achtzig Kilometer langgestreckte Kette winziger Inseln, auf denen nur wenige Menschen wohnen. Um das Festland zu erreichen, haben sie vierzig Kilometer weit zu fahren. Sie werden deshalb nicht oft ihre Inselwelt verlassen.

Um die vielen Klippen und Schären zu umgehen, die dem Festland vorgelagert sind, segelte ich weit hinaus auf das Meer. Die Sonne stand am klarblauen Himmel und strahlte auf See und Land. Still war das Meer. Nur Dünung rollte zur Küste und erzeugte dort eine hohe Brandung, deren Dröhnen ich ab und zu vernahm. Mit dem Aufsteigen der Sonne nahm die Heftigkeit des Windes zu. In rascher Fahrt fürchte das Boot die leichtbewegte Flut. Winzige Pünktchen erschienen an der Küste und sprangen umher. Es waren Menschen, die wissen wollten, was für ein seltsames Fahrzeug ihre gefährliche Küste passierte.

Zwischen dem Leuchtturm Kya und dem Ort Flatanger gab es grobe See, die mir viel zu schaffen machte. Obwohl ich mich etwa fünfzehn Kilometer weit draußen befand, schien der Grund voller Schären zu sein. Auf der Dünung rollten meterhohe Wellen daher. Wie still und beruhigend der Leuchtturm in dem wilden Wasser stand! Ich kam in die Versuchung, ihn aufzusuchen. Aber das wäre wohl bei diesem Seegang schwer möglich gewesen. Also segelte ich vorbei.

Nach sechsständiger Fahrt war ich steif wie ein Stockfisch. Obwohl ich mir vorgenommen hatte, die hundert Kilometer lange Strecke bis zum Namsosfjord ohne Zwischenlandung durchzufahren, versuchte ich an Land zu kommen. Die hohe Brandung vereitelte jedoch meine Absicht, so daß ich zwei weitere Stunden im Boot bleiben mußte und den Namsosfjord erreichte.

Um nach achtstündigem Stillsitzen die Beine zu vertreten, wollte ich sofort an Land gehen. Aber das war nicht so einfach, weil die Spritzdecke im Falz festgefroren war. Als ich sie endlich frei bekam, glich die Decke, die ich um die Beine gewickelt hatte, einem vereisten Sack. Nur mit Mühe kam ich aus ihm heraus und auf Land. Dort sprang ich wie wild umher und schlug die Arme um mich, damit das Blut wieder in Wallung kam. Aber alle meine Mühen waren vergeblich: ich fror fürchterlich! Mein Bordthermometer zeigte vierzehn Grad Celsius. In einem Fischerhaus blieb ich schließlich über Nacht.

Anderntags überfielen mich, als Vorboten eines plötzlich einsetzenden Winters, schwere Schnee- und Hagelböen. Das Boot war vollständig übereist. Sobald eine Bö nahte, suchte ich eine schützende Bucht auf, um dem Unwetter nicht gar so sehr ausgesetzt zu sein. Einmal fand ich einen Felsenwinkel, in dem mich kaum eine Schneeflocke treffen konnte. Während die Bö heulte und Schnee und Hagel auf das Wasser klatschten, lag ich mit dem Boot in meinem Versteck und frühstückte. Es gab Brot, Margarine und Ölsardinen. Das Brot war jedoch gefroren, das Messer rutschte ab, fiel über Bord und trudelte in die Tiefe. Einige Meter unter mir blieb es auf einem Felsblock liegen. Jetzt war guter Rat teuer. Wie sollte ich zu meinem Messer kommen? Alle Angelversuche schlugen fehl. Da ließ ich es liegen, biß abwechselnd von Brot und Margarine ab und verzichtete auf die Ölsardinen, die in der verschlossenen Dose lagen.

Nachmittags, es war am 17. Oktober, erreichte ich Namsos, eine kleine, schmucke Stadt, wo mich eine begeisterte Menschenmenge begrüßte. Ich fand herzliche Aufnahme, und viele Aufmerksamkeiten wurden mir zuteil. Unter anderem bekam ich einen neuen Ölmantel, weil mein altes Päckchen arg zerschlissen war. Dieser Mantel hat mir monatelang gute Dienste getan, nur besaß er die üble Eigenart, daß er klebte. Dieser Umstand hat mich in so manche Verlegenheit gebracht, und ich denke heute mit stillem Vergnügen an eine Begebenheit, die mich damals todunglücklich machte.

Ein Fischer lud mich ein, mit ihm eine Tasse Kaffee zu trinken. Ich hatte jedoch keine Zeit. Trotzdem ging ich mit ihm ins Haus und setzte mich in meinem Seemannspäckchen an den Tisch. Nachdem ich den Kaffee getrunken und etwas Gebäck gegessen hatte, wollte ich mich vor der Hausfrau und einem äußerst hübschen Mädchen erheben, um meinen Dank zu sagen, doch kam ich nicht vom Stuhle los! Mit dem an meiner Hinterfront klebenden Stuhle muß ich ziemlich dumm ausgesehen haben, denn die beiden Frauen bogen sich vor Lachen, während mir der Schweiß

aus allen Poren brach. Mit Hilfe des Fischers kam ich endlich los, und Hals über Kopf segelte ich davon, um nicht länger ausgelacht zu werden.

In Namsos kam ich nach Mitternacht mit Doktor Jensen, bei dem ich wohnte, von einer kleinen Gesellschaft. Es schneite ohne Unterlaß. Wir gingen noch einmal nach dem Hafen, wo mein Boot vertäut auf dem Wasser lag. Da sahen wir, daß es eine dicke Schneehaube trug und unter ihr fast verschwand. Es war dies der erste Schnee, der an der Küste liegen blieb.

Am Morgen lag er zwanzig Zentimeter hoch. Es schneite immer noch, doch hatte sich der Wind gedreht, so daß ich mit Segelwind rechnen konnte. Ohne Umschweife verließ ich Namsos und verschwand in einem dichten Schneeschauer. Der Schnee raubte mir die Sicht, während das Boot mit prallem Segel durch das bewegte Wasser glitt. Irgendwo sollte eine starke Strömung sein. „Nehmen Sie sich vor ihr in acht, denn dort sind schon viele große und kleine Fahrzeuge aufgefahren“, rieten mir die Leute. Aber das war leicht gesagt und schwer getan. Ich fühlte, daß ich in die Strömung geriet, denn das Segel schlug zurück. Dann sauste das Boot an schemenhaften Klippen vorbei, Strudel kochten links und rechts, und über allem lag der dicke Schnee. Als der Wind abermals das Segel füllte, wußte ich, daß ich gut durch die Strömung gekommen war. Das freute mich so sehr, daß ich piff und sang — und schnurstracks auf den Felsen eines Blinkfeuers lief! Der Anprall war so heftig, daß ich vornüber flog und die Spritzdecke zerriß. Zum Überfluß gab es am Steven einen langen Riß. Ich setzte mich also neben das Blinkfeuer auf den Stein und flickte das Boot zurecht, damit ich weiterfahren konnte.

Bereits beim Ausbessern der entstandenen Schäden hörte ich das Geheul eines Motorbootes, das in der Nähe kreuzte. Was es zu bedeuten hatte, wußte ich nicht. Als ich weiterfuhr, ertönte es dicht neben mir. Um nicht gerammt zu werden, setzte ich mein heulendes Pfeifchen an und gab Warnsignale. Das hätte ich aber nicht tun sollen, denn die Kerle suchten mich! Ein großes Motorboot schob sich aus dem Schneetreiben und kam längsseits. Drei Männer standen in ihm.

„Hallo! Sie sind der Deutsche?“ rief der Mann am Ruder.

„Was gibt es?“ fragte ich zurück.

„Geben Sie die Leine, wir schleppen Sie ab!“ kam es von drüben.

„Ich brauche keine Hilfe“, erwiderte ich trotzig.

„Die Leine!“

„Schert euch zum Teufel!“ Die Richtung ändernd, versuchte ich zu entkommen. Aber die Männer blieben hartnäckig neben mir.

„Sie können bei diesem Unwetter nicht weiterfahren“, sprach der Rudergast.

„Mich stört es nicht“, versetzte ich.

„Ich habe in der Nähe eine Fabrik und soll Sie holen. Ohne Sie darf ich nicht nach Hause kommen.“

„Dann fahren Sie doch mit mir nach Tromsö“, schlug ich vor.

Die Männer baten so herzlich, daß ich neugierig wurde und ihnen die Leine zuwarf. Neben einer kleinen Fabrik legten wir an. Ich wurde in ein schönes Haus geführt und von einer sehr vornehmen Dame und zwei Mädchen begrüßt. Es gab viel zu essen und zu trinken, und als wir in bester Stimmung waren, verrieten mir die beiden Haustöchter, daß sie ihren Vater veranlaßt hatten, mich abzufangen und ins Haus zu bringen.

In ihrem Hause war gerade Gottesdienst. Ein umherreisender Geistlicher war zu ihnen gekommen, und eine kleine Gemeinde hatte sich um ihn geschart, um seinen Worten zu lauschen. Diese Zusammenkünfte sind in ganz Norwegen dort eingeführt, wo es keine Kirchen gibt. Daß ich Seebär aus einem Schneetreiben heraus in den Gottesdienst geriet, hätte ich mir nicht träumen lassen. Weil ich nun aber einmal da war, saß ich still neben den anderen auf einem Stuhl und hörte mir die Predigt an.

Am Abend ging es in dem Hause lustig zu. Es war so lustig, daß man mir den Vorschlag machte, den Winter über zu bleiben, um im Frühjahr die Fahrt fortzusetzen. Damit mir die Zeit nicht lang werde, sollte ich die Töchter in Deutsch unterrichten. Auch als die Mädchen mit schönstem Augenaufschlag baten, lehnte ich den Vorschlag ab. Was taten die Mädchen? Sie legten ein großes Schloß an die Bootsschuppentür und verweigerten mir am Morgen meinen Wackelpott. Es kostete mich große Mühe, sie von der Dringlichkeit meiner Weiterfahrt zu überzeugen. Aber erst als ich drohte, die Schuppentür einzuschlagen, händigten sie mir den Schlüssel aus. Mit einer großen Kiste voll Kuchen und belegten Broten beladen, trat ich die Weiterfahrt an.

Allerlei Zwischenfälle

Leises Pochen an der Tür ließ mich erwachen. Gleich darauf kam eine junge Frau ins Zimmer und brachte mir Kaffee und Gebäck an das Bett. Das ist in Norwegen so üblich. Ich trank also den heißen Kaffee und gewahrte dabei feinen Pulverschnee, der durch die Ritzen des Doppelfensters gedrungen war; fingerdick lag er auf dem Fensterbrett. Als ich endlich aufstand und mich waschen wollte, war im Krug das Wasser gefroren. Um zu sehen, wie es draußen war, hauchte ich ein Guckloch in die dick bereiften Scheiben. Da lag tiefer Schnee, so weit ich sehen konnte. Von meinem Boot, dessen Mast ich am Abend umgelegt hatte, sah ich keine Spur. Mit Schaufeln mußten wir später einem Schneehaufen zu Leibe gehen, um die treue „Sturmbräut“ freizulegen.

Am 23. Oktober wurde das Schneetreiben so dicht, daß ich kaum die Mastspitze erkennen konnte. Ich kam mir vor, wie in einen weißen Sack gesteckt. Natürlich hatte ich keine Ahnung, wohin ich segelte. Als eine Schäre neben mir auftauchte, lief ich sie an und stieg aus.

Auf dieser Schäre lag eine Walrippe, die mir Sitzgelegenheit bot. Aber schließlich konnte ich nicht weiter stundenlang auf ihr sitzen, sondern mußte mir die Beine vertreten. Also tippelte ich sechs Schritt hin und sechs Schritt zurück, so klein war nämlich die Schäre.

Ein Kutter kam vorbei. Ich rief, aber kein Mensch hörte. Als es mir zu kalt wurde, sagte ich der Walrippe Lebewohl und segelte auf gut Glück in östlicher Richtung davon. Irgendwo hoffte ich Land zu erreichen.

Da hörte ich schon wieder einen Kutter! Obwohl ich ihn nicht sah, änderte ich meine Richtung und hielt auf ihn zu. Er fuhr jedoch vor mir her, so daß ich ihn nicht erreichte. Plötzlich stoppte seine Maschine, und bevor ich einen Entschluß fassen konnte, rannte mein Boot gegen einen vor Anker liegenden Kutter.

„Hallo!“ rief ich laut.

Zwei Seebären steckten ihre Köpfe aus der Luke des Kutters und sahen mich verwundert an. Aber sie überlegten nicht lange, fragten auch nicht, sondern sprangen auf Deck, nahmen meine Leine und vertäuten meinen Wackelpott. In ihrer Kabine taute ich Hände und Mundwerk auf. Als mir die Fischer einen starken schwarzen Kaffee mit Rum brauten, war die Gemütlichkeit bald wieder hergestellt.

„Wo bin ich eigentlich?“ fragte ich die beiden.

„In Naeröy“, erwiderten sie. Als sie erfuhren, daß ich dem Kutter

nachgefahren war, der nebenan vor Anker ging, lachten sie und sagten: „Ein Glück, daß du ihm nachgefahren bist. Hättest du es nicht getan, wärest du in eine tiefe Bucht geraten und wahrscheinlich auf unbewohnte Küste gestoßen.“

Das hätte gerade noch gefehlt! Als ich stundenlang auf jener Walrippe saß, hing mir das Ölzeug steifgefroren wie Blech am Leibe, während die Fäustlinge plumpen Eisstücken glichen.

„Willst du heute weiterfahren?“ fragten die Fischer.

„Natürlich will ich das“, erwiderte ich.

Weil der Kutter ebenfalls seewärts fahren sollte, schleppten mich die Fischer eine Zeitlang westwärts, bis ich das richtige Fahrwasser erreichte und allein nordwärts segeln konnte.

Plötzlich war das Schneetreiben wie weggefegt. Ein klarer Himmel spannte sich über Land und Meer, wunderbar rein stiegen ringsum tiefverschneite Inseln aus der stillen Flut, und von überall her kamen Kutter, um ihre Netze auszuwerfen.

Herrlich sind die Stunden auf See, wenn die Sonne blutrot am Himmel steht und das weite Bergland in seiner Winterpracht die Fjorde säumt. Der nordische Sommer ist berühmt, den nordischen Winter kennt dagegen keiner. Er offenbarte sich mir damals in seiner ganzen Pracht, so daß ich immer nur schauen und staunen mußte.

Nach dem Schneesturm war es besonders schön. Dann erschien das Land so strahlend weiß, daß es die Augen blendete. Beim Sinken der Sonne nahm der Himmel die prächtigsten Farben an, selbst die Berge hüllten sich in purpurnen Schimmer, um ihre Gipfel aber wallten schleierhafte Schneewölkchen, die der Wind bewegte.

Als ich Naeröy verließ und die Dunkelheit über die Berge kam, entdeckte ich auf einer Insel eine Ruine. Natürlich legte ich an und stapfte durch den knietiefen Schnee, um sie mir anzusehen. Ein Schneehase schreckte auf und sprang davon.

Neben der Ruine stand ein Haus mit Stallung. Aber kein Mensch war weit und breit zu sehen. Es war fast wie im Märchenland. In der Ruine selbst sah ich schöne, verwitterte Sandsteinornamente. Es war eine Kirchenruine aus der Wikingerzeit.

Nachdem ich eine Zeitlang auf der Insel verweilt hatte, fuhr ich in der Dunkelheit weiter. Ich hängte die kleine Laterne an den Mast und segelte mitten im Fjord dahin, weil ich dort am wenigsten Schären zu fürchten hatte.

Dunkel war die Nacht, schemenhaft reckten sich die Berge empor, und

in der Ferne blinkten Feuer. Rot — rot, ich steuerte etwas weiter westwärts. Dann blinkte es grün. Sorglos hielt ich auf das erste Blinkfeuer zu. Plötzlich fuhr das Boot krachend auf eine Boje; die Lampe zertrümmerte und fiel über Bord.

Trotz der Blinklichter war es mir nicht möglich, Rörvik zu erreichen. Ich vernahm Hundegebell und sah Lichter, doch kam ich dem Ort nicht näher. Es war, als zöge mich eine unsichtbare Gewalt aus der Richtung. Weil alle meine Versuche fehlschlügen, ging ich schließlich an Land.

Eine Blockhütte lag vor mir, aus deren Fenstern Lichtschein fiel. Skier lehnten an der Balkenwand. Als ein Hund anschlug, stieß ein Mann die Tür auf und sah ins Freie. Ich gab mich zu erkennen, wurde freundlich aufgenommen und konnte natürlich über Nacht im Hause bleiben. Als ich von meinem Versuch, Rörvik zu erreichen, erzählte, nickte der Fischer und erklärte: „Du kamst nicht gegen die Strömung. Fährst du morgen früh, wirst du mit dem Westfall mühelos Rörvik erreichen.“

So kam es auch. Mit günstiger Strömung fuhr ich an dem Ort vorbei und überholte einen Kutter, der ebenfalls nordwärts steuerte. Um mich ein wenig mit den Männern zu unterhalten, sprang ich an Bord und vertäute mein Boot. Die Fischer fuhren auf Brislingfang. Brislinge sind kleine Heringe, die wie Sardinen konserviert werden.

Wir unterhielten uns von diesem und jenem, bis das Gespräch auf den Berg Lekamöyen kam, der in der Ferne aus dem Meere stieg. „Kennst du seine Geschichte?“ fragte ein bärtiger Alter. Ich verneinte. Da spuckte er über Bord, schlug die Arme um die Brust, nahm die Flickerei an den Netzen wieder auf und erzählte, während ich auf dem Netzstapel saß und aufmerksam lauschte:

„In Haalogaland, das nördlicher liegt, lebten zwei Könige; der eine hieß Vaagekallen, der andere Sulitjel. Während Hestmann, der Sohn Vaagekallens, ein wilder Bursche war, besaß Sulitjel sieben bildschöne Töchter. Hestmann kam eines Tages nach Landego, wo die sieben Schwestern mit ihrer Freundin Lekamöyen badeten. Er verliebte sich in die schöne Lekamöyen und beschloß, sie zu rauben. Sie durchschaute aber seinen Plan und floh vor ihm her, und mit ihr die sieben Schwestern, die jedoch auf der Insel Alstahaug erschöpft zurückblieben. Hestmann verfolgte Lekamöyen. Als er jedoch sah, daß er sie nicht erreichen konnte, spannte er seinen Bogen und schoß auf sie. In diesem Augenblick erschien der Sömnakönig, der seinen Hut dazwischen warf. Der Pfeil durchbohrte den Hut, der bei Torgar niederfiel. Als die Götter diesen Hader sahen, schlugen sie die Menschen zu Stein. So sind sie Jahrtausende stehen

geblieben: vor uns Lekamöyen, hinter ihr liegt des Sömnakönigs Hut (Torghatten), im Norden stehen die sieben Schwestern auf Alstahaug, und über den Polarkreis reitet der wilde Hestmann.“

Bevor wir Lekamöyen erreichten, überraschte uns heftiger Seegang. Fluchtartig mußte ich den Kutter verlassen und auf eigene Faust weitersegeln, weil andernfalls die Vertäuung gerissen und mein Wackelpott abgetrieben wäre. Es gab noch einen harten Tanz, bevor ich die Insel erreichte. Dort steuerte ich geradeswegs über ein Wrack. Es waren dies die Reste eines deutschen Lastschiffes, das mit seiner Holzladung in einen schweren Sturm geriet und mit gebrochenem Ruder vor Leka strandete.

In einem Fischerhaus erzählte man mir von jener Unglücksnacht. Schiffsunfälle sind in diesen Breitengraden jedoch keine Seltenheit, und ich erfuhr von so mancher Strandung, bei der mitunter zahlreiche Menschen umgekommen waren.

Weil aber die Winterabende lang sind und jeder etwas zu erzählen weiß, gerieten wir oft in aufregende Gespräche. Viele Männer hatten tagelang auf Jagd gelegen und Schneehühner, Fischottern, Elche und selbst Wölfe erlegt. Das waren dann spannende Augenblicke, wenn einer erzählte, wie er mit dem Gewehr im Anschlag vor der Höhle eines Bären gestanden und schließlich von Meister Petz hinterrücks angefallen wurde. Als ich fragte, ob es in den Wäldern große Höhlen gäbe, wußte jeder eine andere zu nennen.

„Unsere Gegend hat eine ruhmreiche Vergangenheit“, behauptete ein Mann, der gut in eine Wikingerrüstung gepaßt hätte. „Höhlen gibt es hier allenthalben, einige mit Felszeichnungen, andere ohne Spuren. Gräber liegen verstreut umher, zum Teil wurden sie ausgegraben und die Funde in Museen gebracht.“ Er stand auf und holte einen Pappkarton, in dem steinerne Speerspitzen und zerbrochene Steinmesser lagen. „Das besagt, daß Steinzeitmenschen in diesen Höhlen hausten. Und so sind auch unsere Siedlungen Jahrtausende alt. Wikinger zogen von hier aus nach allen Teilen der Erde, um reiche Beute zu gewinnen. Das waren Kerle, die furchtlos draufgingen, wenn es den Mann zu stellen galt. Groß waren sie, und breit wie Riesen. Ihnen gegenüber sind wir erbärmliche Kerle.“

Der Mann knickte ordentlich zusammen und hieb die Faust auf den Tisch, daß die Kaffeetassen klirrten. Wir sahen uns der Reihe nach an und lachten, weil wir gar nicht mal so schwächlich waren. Da gab es jedenfalls keinen, der nicht 175 Zentimeter groß gewesen wäre. Und was diese Männer auf See verrichteten, brauchte wohl keiner zu erzählen.

Weiß der Kuckuck, wir kümmerten uns weder um Hölle noch Teufel, wenn der Nordwest aufblies und uns mit seinen Schimmelreitern über-
rannte! Aber Wikinger waren wir deswegen noch lange nicht. Und weil
auch ich keiner war, interessierte ich mich für sie und ihre Vorfahren
aus unbekannter Zeit.

Mit einem Burschen stieg ich eines Tages auf die Berge, um eine Höhle
zu durchsuchen, die vordem kein Mensch betreten hatte. Verborgen lag
sie in einer Schlucht, in die kein Schaf, geschweige denn ein Wanderer
kam. Wir stapften durch den knietiefen Schnee und hatten tüchtig zu
tun, um nicht stecken zu bleiben. Der Bursche trug das Gewehr auf dem
Rücken, während ich mit einem langen Seil ausgerüstet war.

Wir liefen und schwitzten, daß der Schweiß auf die Stirne trat. Aber
unaufhaltsam ging es bergwärts. Schneehühner flogen gackernd auf und
fielen entfernt in ein Gebüsch. Wir schossen sie nicht. Unsere Gedanken
eilten uns voraus, sie sprangen über Stock und Stein, purzelten in eine
Schlucht und verschwanden in einer Höhle, in der es geheimnisvolle
Runen und seltsame Zeichnungen gab.

„Halt!“

Der Bursche riß mich zurück und zeigte in die Tiefe. Tatsächlich, da
klaffte ein Loch! Wir rollten das Seil aus und legten es um einen Stein.
Dann glitt ich an ihm in die Schlucht.

Als wir uns der Höhle näherten, sagte mein Begleiter:

„Dort steht noch ein Steinzeitmensch! Den haben sie vergessen zu
beerdigen.“

Tatsächlich stand neben dem Höhleneingang ein Stein, der einem
bärtigen Alten ähnelte. An ihm vorbei kamen wir in das Felsenloch, das
steil abwärts führte. Vorsichtig glitten wir von Stein zu Stein, bis wir
die Sohle einer langgestreckten Höhle erreichten. Im Schein einiger
Wachskerzen betrachteten wir das mächtige Gewölbe, ohne Spuren stein-
zeitlicher Behausung zu entdecken. Das tat jedoch unserer romantischen
Vorstellung durchaus keinen Abbruch. Denn wer wagte zu behaupten,
daß alle Steinzeitmenschen sich in den Felswänden verewigten? Und
wurde die Höhle nicht von Menschen bewohnt, so hauste vielleicht in
ihr der Höhlenbär. Höhlen sind voller Romantik, ob man in ihnen Spuren
findet oder nicht. Wir trieben uns lange Zeit in der von uns entdeckten
Höhle herum und kletterten schließlich felsaufwärts, um stolz den
Heimweg anzutreten.

Bevor wir zum Fjord kamen, zeigte mir mein Begleiter eine Quelle,
die deutliche Spuren einstiger Benutzung aufwies. Menschenhände

hatten in dem Fels eine Höhlung geschaffen und in das Quellwasser einen Stein gelegt, auf den der Wasserholer treten konnte. Ob das Wasser von Wikingern oder Menschen der Steinzeit geholt wurde, konnte natürlich nicht festgestellt werden.

Weitersegelnd kam ich nach Torghatten, dem durchschossenen Hut des Sömnakönigs. Der König muß ein gewaltiger Kämpfer gewesen sein, denn sein Hut ist einige hundert Meter hoch. Das Loch, das Hestmann zu verdanken ist, ist 160 Meter lang, 27 Meter breit und 35 Meter hoch.

Ebenso interessant wie die Sage vom Hestmann ist die Wirklichkeit. Torghatten war nämlich während der letzten Eiszeit gar keine Insel, sondern eine Landzunge. Die Gletschermassen wälzten sich darüber hin, sie durchbohrten den Fels und schufen die Öffnung, durch die man selbst vom Meer aus sehen kann.

Ich betrachtete mir dies Naturwunder lange Zeit und übersah dabei einen kleinen Küstenschoner, der mir entgegenkam. Als er ganz nahe war, sah ich zu ihm hinüber. Ich sah ihn an, betrachtete das vor mir liegende Fahrwasser und schüttelte den Kopf. Denn das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen, daß mir der Schoner entgegenkam. Vor mir lag eine Reihe Schären! Wenn das Boot seinen Kurs nicht änderte, mußte es auflaufen! Himmelbombelelement, es änderte die Richtung nicht! Ich riß die Spritzdecke auf und suchte in den Taschen nach dem Taschentuch. Es war weg. Ich schwenkte die Arme und schrie. Aber auf dem Dampfer bemerkte mich kein Mensch. Da ergriff ich das Paddel und wollte drauflos fahren, um das Schiff zu erreichen, bevor es zu den Schären kam. Aber da war es bereits zu spät. Krachend lief der Schoner in voller Fahrt auf ein Riff! Er lag sofort fest und kippte ein wenig zur Seite. Mir fuhr der Schreck in alle Glieder. Als ich aber sah, daß das Schiff nicht absackte, überkam mich die Ruhe, und seelenvergnügt paddelte ich neben das Boot und fragte den bestürzt aus der Kombüse sehenden Koch, ob etwas geschehen wäre? Der Koch hielt die Kaffeekanne in den Händen und starrte mich mit großen Augen an. Er sah so drollig aus, daß ich herzlich lachen mußte. Das brachte ihn wieder zu sich. Inzwischen waren eine Anzahl anderer Männer auf Deck erschienen, die ebenfalls recht dumme Gesichter schnitten. Sie erkannten natürlich sofort ihre Lage und untersuchten erst einmal das Schiff, bevor sie den Fall besprachen. Der Lotse, der für das Schiff verantwortlich war, ließ sich sofort an Land bringen. Ich blieb noch eine Zeitlang auf dem Boot, trank mit den Männern Kaffee und fuhr schließlich weiter. Später erfuhr ich, daß die Bergung des Schoners viele Tage in Anspruch genommen hatte.

Kaum hatte ich die Unfallstelle verlassen, widerfuhr meinem Boot das gleiche Geschick. Es fuhr auf und holte sich ein großes Loch. Mit dem Loch weiterzufahren ging nicht an, ich hatte aber auch nichts an Bord, mit dem ich den Schaden hätte beheben können. Durch die fast sechsmonatige Fahrt war an Bord nicht alles so, wie es hätte sein müssen. Ein Fischer gab mir Werg und Teer, damit ich das Leck abdichten konnte. Mit diesem mehr verschmierten als ausgebesserten Boot kam ich nicht weit. Nach halbstündiger Fahrt lief das eindringende Wasser über die Luftmatratze. Proviant, Kleidungsstücke, Decken und alles andere wurde triefend naß und gefror zu unentwirrbaren Klumpen. Nachdem ich das Boot mehrmals ausgeschöpft hatte, erreichte ich ein Gehöft, wo ich bleiben konnte.

Der Wind kam nicht mehr aus Nordwesten, sondern stand aus dem Fjord und fiel mir somit entgegen. Aber unbeirrt handhabte ich kräftig das Paddel und legte in härtester Arbeit Meter um Meter zurück.

Vor mir lag eine Felsennase, um die schwerer Seegang brauste. Wenn an dieser Stelle das Paddel brach, erging es mir schlecht! Unverdrossen summte ich ein Lied. Es klang gewiß nicht schön, weil ich gar zu arg keuchte, aber es frischte die verbrauchten Kräfte auf. Denn es war das Seeräuberlied, das von Kampf, Sieg und Teufel erzählt. Als ich gerade beim letzten Streich angelangt war und das Seeräuberschifflein in die Hölle steuern wollte, vernahm ich über mir heiseres Bellen. Mein Gesumm verstummte, und ich stellte für einen Augenblick das Paddeln ein. Gleichzeitig richtete sich über mir ein mächtiger dunkler Leib auf, zwei schwarze Augen stierten mich an, dann schwang sich die ungeheuerliche Gestalt von dem Felsvorsprung und sprang über Mann und Boot hinweg ins Wasser. Eine wahre Sturzflut überschüttete mich, so daß ich mächtig erschrak. Aber als plötzlich der lustige Schädel eines Seelöwen neben mir auftauchte und prustete, mußte ich herzlich lachen. Es war dies der einzige Seelöwe, den ich an der norwegischen Küste zu sehen bekam. Seehunde gab es dagegen fast überall. Sie streckten ihre bärtigen Köpfe aus dem Wasser und kamen ganz nahe heran, wenn ich regungslos im Boot sitzen blieb. Sie vertrieben mir so manche einsame Stunde.

In Vestvaagan gedachte ich zu übernachten. Als ich jedoch bei Kaffee und belegtem Brot in einem Fischerhaus saß und sah, daß sich der Sturm legte, setzte ich trotz der einbrechenden Dunkelheit das Boot aus, um noch ein gutes Stück zurückzulegen. Die Tage waren so kurz, daß ich sowieso die Dunkelheit ausnützen mußte, wenn ich mein Ziel, Tromsø, nicht aufgeben wollte.

Es wurde eine stille, sternenklare Nacht. Der Schnee leuchtete und erhellte die Berge, die steil und viele hundert Meter hoch aus der schwarzen Flut des Fjordes stiegen. Dunkle Flecken verrieten niedrigen Birkenwald, in dem verschlafene Schneehühner quorrtten. Hier und dort flammten kleine Lichter auf; dort standen einsame Gehöfte im tiefen Schnee.

Lautlos glitt mein Boot durch den schweigenden Fjord. Über mir die Sterne, so rein und klar, wie sie anderswo gar nicht erscheinen. Die Berge ragten zu ihnen empor, und hinter diesen Bergen stand plötzlich heller Schein, der seine Strahlen weit über den nächtlichen Himmel warf. Lichtkegel huschten durch die Nacht, Nordlicht trieb sein gespenstisches Spiel!

Unterm Nordlicht zu sein, war für mich das größte Glück. Ich habe nachdem viele Winter im hohen Norden verbracht, aber die Sehnsucht nach dem Nordlicht ist in mir geblieben, obwohl ich es ungezählte Male sah.

Wenn der Himmel zu brennen scheint, wenn farbige Flammenbündel unterm Sternenheer huschen, wenn das Eis der Seen und Flüsse vor klirrender Kälte kracht und die Wildmark schweigt, zieht geheimnisvolles Ahnen durch die Polarnacht. Kein Mensch weiß, woher das aufloodernde Flammenmeer kommt und wie es entstand, und keiner fragt danach, wenn er es mit allen Fasern seines Gefühls erlebt. Nordlicht läßt sich nicht beschreiben, man kann es eben nur erleben.

Als ich in jener stillen Winternacht durch die Fjorde fuhr und das Nordlicht über mir sein geheimnisvolles Spiel trieb, glaubte ich, in einem Zauberland zu sein. Vor mir lagen die sieben Schwestern auf Alstahaug, sieben steile, hohe Berge, um deren Gipfel Wolkenfahnen wallten. Die Sage vom Hestmann zog an mir vorbei. Es war ganz still, ringsum schwiegen Fjord und Berge, die Kälte war ganz unbedeutend; ab und zu ließ ich das Paddel sinken und träumte in die Nacht, und ich vergaß dabei Zeit und Ziel.

Das war eigentlich die einzige Gefahr dieser verwunschenen Nächte. Ich vergaß die Zeit und legte bei gutem Wetter zu kurze Strecken zurück. Sturmfahrten sollten nachher die verbummelte Zeit einholen. Aber diese verliefen nicht immer wunschgemäß.

Am nächsten Morgen erwachte ich in einer Bodenkammer und streckte mich behaglich. Im eisernen Ofen knisterte bereits die Glut. Ich kuschelte mich noch einmal in das Federbett und dachte darüber nach: nämlich über meinen Geburtstag, den ich an diesem Tage hatte. Zu Hause dachten sie wohl an mich. Die liebe Mutter hatte mein Bild auf

die Kommode gestellt, ein Strauß Winterastern stand dabei, und nun sprachen Vater und Mutter von dem Jungen, der weit entfernt in einer Bodenkammer lag.

Draußen stürmte und schneite es. Ich warf das Deckbett zurück und ging in die Wohnstube, wo die Fischersleute am Frühstückstisch saßen. Es gab zum frühen Morgen gekochten Fisch. Ich aß ihn mit gesundem Appetit und fragte dabei nach dem Wetter. Der Fischer sah durch die Scheiben und erwiderte: „Es bläst, und du wirst nicht fahren können.“

„Ich fahre“, versetzte ich. Denn was konnte schon passieren? Ein Geburtstagskind hat immer Glück! Also holten wir das Boot aus dem Schuppen, setzten es auf die schlüpfrigen Bohlen und ließen es ins Wasser gleiten.

Es stürmte. Ich lachte, winkte einen Gruß zurück und segelte davon. Bald darauf umgab mich dichtes Schneetreiben. Das Land entschwand den Blicken, ringsum rauschte die bewegte See. Mein Blick fiel auf das Thermometer; es zeigte achtzehn Grad an.

In der Hoffnung, nach zweistündiger Fahrt die kleine Stadt Sandnesjöen zu erreichen, richtete ich mich nach dem Kompaß und hielt mich eine Zeitlang in der Fjordmitte auf. Plötzlich stieß ich jedoch auf Land. Und ich konnte fahren wie ich wollte, ringsum blieb das Land. Also stieg ich erst einmal aus, um das dichte Schneetreiben austoben zu lassen. Ich lief ein Stück über Land, um nachzusehen, ob es besiedelt war, und betrachtete schließlich das unterseeische Leben. Da gab es vor allem prächtige Aktinien, das sind Seeanemonen, die ich greifen konnte. Schlangensterne waren ebenfalls vorhanden. Sie hatten die Eigentümlichkeit, die Glieder zu verlieren, wenn ich sie aus dem Wasser holte und auf das Bootsverdeck legte. Ich warf sie deswegen ins Wasser zurück, wohin sie schließlich auch gehörten.

Als die Sicht weiter wurde, stellte ich fest, daß ich in eine Bucht geraten war. Ich fuhr also zurück und segelte in westlicher Richtung davon. Bald umgab mich wieder dichtes Schneetreiben. Stunde um Stunde fuhr ich, ohne Land zu erreichen. Ich kreuzte schließlich nach allen Seiten, blieb aber weiterhin auf stark bewegter See.

Mir kam es vor, als läge das Boot viel zu schwer im Wasser. Die Wellen brachen ständig über und vereisten das Fahrzeug in seiner ganzen Länge. Selbst der Mast war von einer dicken Eisschicht umgeben. Das Segel war stocksteif gefroren.

Ob das Boot leckte, konnte ich wegen der Vereisung nicht feststellen. Ein wenig Wasser stand jetzt immer im Boot, weil ich es wegen der

grimmigen Kälte nicht überholen konnte. Die niederdrückende Last mußte jedoch dem Eis zuzuschreiben sein.

Als abermals lange Zeit verging, ohne daß ich Land erreichte, segelte ich nach Süden, wo ich Sandnesjöen vermutete. Aber es wurde Nacht, und ich trieb mich immer noch auf See herum. Im Schein der Taschenlampe bemerkte ich plötzlich, daß der Kompaß nicht in Ordnung war. Ein winziges Steinchen hatte sich hineingeschmuggelt und blockierte dann und wann die Nadel, so daß ich wahrscheinlich die Richtung verloren und mich gründlich verfahren hatte. Kaum hatte ich das festgestellt, sauste das Boot auf Land!

Nun war guter Rat teuer. Denn wohin war ich geraten? Ich merkte mir die Richtung und lief auf gut Glück landeinwärts, um Ansiedlungen zu suchen. Loses Steingeröll lag unter knietiefem Schnee und verriet mir, daß die Gegend un bebaut war. Also zurück zum Boot. Meine Spur war längst verweht. Ich fand wohl die Küste, aber nicht das Boot. Im Schein der Taschenlampe bahnte ich mir einen Weg über Steine und durch den Schnee, immer wieder fiel der Lichtkegel auf den Fjord, doch kein Boot war zu finden. Nach langem Suchen entdeckte ich es schließlich unter einer dicken Schneemütze.

Mit dem Paddel schippte ich den Schnee beiseite, zwängte mich in die vereiste Sitzluke und paddelte kräftig gegen Wind und See. Das Segel knarrte steif wie ein Brett. Da es den Wind zu sehr abfing, hieb ich die Leinen durch und warf es in die See, damit es auftaute und ich das Tuch zusammenrollen konnte. Dann fuhr ich hart am Land dahin und spähte scharf nach menschlichen Behausungen aus.

An Füßen und Knien hatte ich Froststellen, die sehr schmerzten, aber ich beachtete sie wenig und paddelte aus Leibeskräften, bis plötzlich ein schwacher Lichtschein durch das Schneetreiben fiel. Rasch sprang ich an Land und pochte an die Tür eines Blockhauses. Eine steinalte Frau kam heraus und sah mich erschrocken an.

„Ist kein Mann zu Hause?“ fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf und erklärte, das junge Volk sei nach Sandnesjöen gefahren. Aber ich sollte eintreten und die Sachen auftauen. Als die Alte hörte, wer ich war, lud sie mich zum Bleiben ein.

Allein zog ich das schwere und vereiste Boot über die Bohlen auf Land. Ein zehn Zentimeter langer Riß war die Folge dieser Freveltat. Ich beachtete ihn nicht, setzte mich vielmehr an den Tisch und trank mit Behagen heißen Kaffee. Dann lag ich unter einem Schaffell und dachte an den Tag, der mein Geburtstag war.

Am nächsten Morgen verstopfte ich das Loch notdürftig mit Seehundspeck und fuhr trotz schneeigem Wetter weiter, um nach kurzer Zeit in Sandnesjøen an Land zu gehen. In einer kleinen Werft überholte ich das Boot, so daß es wieder seetüchtig wurde und neuen Abenteuern trotzen konnte.

Fahrt über den Polarkreis

Wenn ich an diesen kalten und oft stürmischen Wintertagen durch die Fjorde segelte, sah es aus, als wäre ich der einzige Mann auf See. Stundenlang fuhr ich dahin, ohne ein zweites Fahrzeug zu treffen. Geriet ich in die allgemeine Schifffahrtslinie, kamen mir ab und zu große Frachtdampfer entgegen, die von der Murmanküste Holz brachten. Oftmals hatten sie durch im Sturm verrutschte Ladungen eine so schwere Schlagseite, daß sie einen Hafen anlaufen und umladen mußten.

Die Postschiffe waren mir gute Bekannte. Sie fuhren zum Teil an der ganzen Küste entlang und überholten mich so oft, daß die Mannschaft genau wußte, wo ich mich aufhielt. Für die Bevölkerung sind diese Postschiffe die einzige Quelle kurzer Unterhaltungen und neuer Ereignisse. Ertönte die Dampfpeife des ankommenden Schiffes, liefen Alte und Junge zur Anlegestelle, um Ankömmlinge oder vorüberfahrende Bekannte zu begrüßen oder um großlos Schiff und Leute anzusehen. War eine längere Wartezeit vorgesehen, gingen die Besucher an Bord und durchstöberten sämtliche Räume nach Freunden oder Zeitungen. Die Schiffspostkontore verkaufen nämlich nebenbei Zeitungen, Zeitschriften und Magazine, so daß sich jedermann den gewünschten Lesestoff kaufen kann. Natürlich mischte ich mich unter die gaffende Bevölkerung und ging an Bord, ob auch ich bekannte Gesichter sah.

Die Zeit der Schiffsankunft spielte für uns keine Rolle. Selbst nach Mitternacht standen wir auf und gingen zur Anlegestelle, als hinge die Weiterfahrt des Schiffes von unserem pünktlichen Erscheinen ab. Im hohen Norden scheint die lange Winternacht überhaupt ihren Zweck zu verfehlen. Denn kein Mensch kümmert sich um sie. Wer müde ist, geht schlafen. Aber wer nicht müde ist, der sitzt bis zur frühen Morgenstunde hinterm Ofen und liest, raucht, priemt und spuckt. So wie im Sommer die Mitternachtssonne die Gemüter nicht zur Ruhe kommen läßt,

verpassen die Menschen auch im Winter die eigentliche Schlafenszeit. Entweder schläft man viel zu lange oder zweimal am Tage — oder gar nicht. Die lange Dunkelheit beeinträchtigt die Tagesordnung, so wie es im Sommer die Helligkeit der Nächte tut.

Wer auf Fischfang fährt, nützt natürlich die kurze Tageszeit aus. Vielerorts gibt es jedoch ein so großes Inselgewirr, daß sich die Fangboote verstreuen und kein Fischer den anderen sieht. Deswegen fuhr auch ich mutterseelenallein auf den Fjorden umher, solange der Tag währte und das Wetter nicht zu stürmisch war.

Gegenüber der Insel Dønna erwartete mich eine große Überraschung. Ich erblickte eine Renttierherde, die von den Bergen gekommen war und an der Küste weidete. Sobald der Hauptteil der Herde an der Küste angelangt war, mußte sie den Fjord durchschwimmen, um den Winter auf Dønna zu verbringen.

Für mich waren diese ersten Renttiere ein großes Erlebnis. Daß ich in späteren Jahren selbst Renttiere besitzen sollte, ahnte ich damals noch nicht. Für mich waren Renttiere und Lappen der Inbegriff sagenhafter Romantik. Nachdem ich inzwischen drei Jahre lang als Lappe unter Lappen gelebt habe, erscheinen mir weder die Tiere noch die Menschen der nordischen Wildmark märchenhaft, doch fesselt mich heute noch ihre ausstrahlende Romantik, die uns eine fremde Welt eröffnet.

Obwohl ich mich von den Renttieren schwer trennen konnte, segelte ich weiter und erreichte den Ranfjord, in dem ein heftiger Sturm wütete. Vier Tage zwang er mich zur Landliegezeit. Ich nützte die Tage durch weite Ausflüge ins Landinnere aus und zog als froher Jägersmann durch die tiefverschneite Bergwelt. Obwohl mir die Leute ein gutes Schrotgewehr gaben und ich selbst nicht der schlechteste Schütze bin, brachte ich nur selten Beute ins Haus. Mir machte es viel mehr Freude, die Hasen und Schneehühner anzupürschen und zu beobachten, als sie abzuknallen. Selbst einen Fischotter ließ ich laufen, weil ich sein Gebaren kennenlernen wollte. Nach viertägigem Aufenthalt am Ranfjord gedachte ich ihn allerdings zu erlegen, doch legte sich plötzlich der Sturm und ich fuhr davon, ohne mich noch einmal nach ihm umzusehen.

Als ich eines Tages auf Skiern über einen gefrorenen und verschneiten See glitt, stieg hinterm nahen Birkenbusch ein Steinadlerpaar empor. Die stattlichen Vögel kreisten ohne Scheu über mir und beobachteten mich, als wüßten sie, daß ich sie mit meinem Schrot nicht erreichen konnte.

Der winterliche Wald und die weißen Berge sprachen zu mir. Sie verrieten mir, wie ich trotz metertiefem Schnee am besten vorwärts kam.

Im Busch lernte ich die Verstecke der Tiere kennen, und verwehte der Wind meine Spur, so fand ich mich dennoch zurecht, weil ich mit wachen Sinnen meine Umwelt betrachtete. Die Erfahrungen, die ich auf diesen Ausflügen sammelte, kamen mir auf späteren Reisen sehr zustatten, und ich weiß nicht, was hin und wieder aus mir und meinen Leuten geworden wäre, wenn ich nicht diese erste Schule durchgemacht hätte.

Ein Schauspiel besonderer Art bot der Seerauch, der sich vor allem im November als dichter Nebel durch die Fjorde wälzte, während das Bergland klar und frostig blieb. In diesem Seerauch zu sein, bereitet wenig Freude. Die Boote vereisen, die Schiffe ähneln schwimmenden Kristallpalästen, und dünne Drähte werden zu starken Trossen. Die Vereisung kann so gefährlich werden, daß sie Kutter und viel größere Fahrzeuge zum Sinken bringt. Fahren die Schiffe tagelang durch Seerauch, müssen sie abgeeeist werden. Die Männer schlagen dann das Eis von allen Tauen und vom ganzen Schiff. Mitunter spottet die Vereisung allen Bemühungen, und die Schiffe gehen unter oder können sich nur retten, wenn sie nebel freies Fahrwasser erreichen.

Die „Sturmbräut“ ließ auch diese Vereisung über sich ergehen, ohne daß ich sie abeisen konnte. Mit Mühe hielt ich die Sitzluke eisfrei, aber in die Proviantkiste oder zu dem Kleidersack kam ich wochenlang nicht, weil ein dicker Eispanzer Boot und Spritzdecke umschloß. Ein Vergnügen war es nicht, in diesem schwimmenden Eisklumpen zu sitzen, doch freute ich mich diebisch auf die Aufnahmen, die ich von meinem vereisten Wackelpott machte. Daß mir auch diese Freude verdorben wurde, war hundsgemein. Denn am letzten Tag meiner Fahrt soff die „Sturmbräut“ ab und ging mit der gesamten Ausrüstung verloren.

Nachdem ich den Ranfjord überquert hatte, lag ich vor dem Sjonafjord landfest. Diese tief ins Land schneidenden Fjorde waren äußerst stürmisch. Ein Motorboot kämpfte sich stundenlang durch die Wogen des Sjonafjords. Als es endlich anlegte, fragten wir Umstehenden, wie die Fahrt verlaufen wäre? Diese Frage klang recht dumm, hatten wir doch stundenlang dem Kampf der Männer zugesehen, aber ähnliche dumme Fragen stellt jeder Norweger, ohne dabei dumm zu sein. Kommt ein Mann dahergefahren, sei es mit Boot oder Pferdeschlitten, fragt ein anderer: „Bist du es, Jens, der heute fährt?“ Und der Jens erwidert ernst: „Ja, ich bin es, Lars.“ Die Männer des Motorbootes fanden unsere Frage ebenfalls in Ordnung und sagten: „Hätten wir nicht dauernd geschöpft, wären wir erstickt.“ Dann spuckten sie ihren braunen Saft in den Schnee und zogen das Boot an Land.

Da ich wieder einmal beim Spucken angekommen bin, fällt mir eine lustige Begebenheit ein. Ich befand mich auf einer langgestreckten, vereisten Insel und wollte den Nachbarn besuchen, dessen Haus jedoch nicht zu sehen war. Als ich meinen Wirt fragte, wie ich zu gehen hätte, sagte er, ohne scherzhaft zu sein: „Immer der braunen Spur nach.“ Ich tat es und kam hin.

Weiterfahrend traf ich eines Tages zwei Fischer im Ruderboot, die an einer Leine zogen. Neugierig fragte ich, was sie machten. Da richtete sich der eine auf und erwiderte: „Hestmann hat nicht aufgepaßt und hat die Polarleine zerrissen. Jetzt suchen wir die beiden Enden.“

Sie suchten zwar nicht die Polarleine, doch hatten sie mir eine treffende Antwort gegeben. Denn ich passierte soeben den Polarkreis.

Hestmann, der gewaltige Recke, erhob sich hoch zu Roß aus der Meeresflut. Er reitet heute noch um sein Glück, um die strahlende Lekamöyen. 568 Meter hoch ist die Riesengestalt des Berges, die weithin über Inseln und Fjorde schaut.

Kalt war der Gruß des hohen Nordens. Er fiel so frostig aus, daß mir drei Finger der rechten Hand erfroren. Um nicht alle Finger zu erfrieren, trieb ich das Boot in eine Bucht, sprang an Land und lief geschwind in das nächste Haus. Dort setzte ich mich auf die Holzkiste und rieb mir mit einer Handvoll Schnee die Finger, bis sie wieder durchbluteten. Da ich ohne anzuklopfen und grußlos ins Zimmer gestürmt war, wußten die drinsitzenden Leute nicht, was eigentlich geschah und wer ich war. Sie lachten, als sie den Zusammenhang erfuhren, und luden mich ein zu bleiben. Um das ruhige Wetter auszunützen, fuhr ich jedoch weiter.

Die kommenden Tage waren so stürmisch, daß ich tagelang festlag und günstigenfalls nur wenige Kilometer weit fahren konnte. Auf Rödöy (d. h. Rote Insel, so genannt nach dem roten Gestein) erwischte mich wieder einmal heftiger Landwind. Die Wogen bestürmten mein Boot und drohten mich aufs offene Meer zu treiben. Mit ganzer Kraft paddelte ich dagegen an und gewann Meter um Meter, bis die zehn Kilometer in vierstündigem Kampf bezwungen waren. Die Fischer, die mich vom Land aus beobachteten, staunten über die Tüchtigkeit meines Klepperbootes, das trotz schwerer Beschädigungen dem Seegang trotzte.

In diesen Tagen geschah es, daß die Buchten vereisten. Herrschte Landwind, rissen sich oft große Eisschollen los und trieben umher. Ich hatte das Pech, unter vollem Segel auf eine solche Scholle zu fahren. Messerscharf schnitt das Eis die Bootshaut auf, und ich konnte froh sein, daß das Boot fest auf der Scholle lag und nicht unterging. Mit der Scholle

unter mir segelte ich weiter und erreichte Land, wo ich den Schaden beheben konnte.

Sturm und Zwischenfälle verleiteten mir die Weiterfahrt gründlich. Ich gab mich bereits mit dem Gedanken ab, die Fahrt aufzugeben, um das Frühjahr zu erwarten. Was sollte ich jedoch in der langen Winterzeit tun? Große Unternehmungen erlaubte meine Reisekasse nicht. Also fuhr ich vorläufig von Insel zu Insel weiter und schlug mich mit der stürmischen See.

Am 26. November sah ich zum letztenmal die Sonne. Sie stand nur für wenige Minuten am Südhimmel und tauchte schließlich unter, um ein phantastisches Farbenspiel über den Himmel zu senden. Am nächsten Tag wiederholte sich das Erglühen des Himmels, doch schoben sich plötzlich dunkle Wolken drüber hin, die See nahm eine seltsame hellgrüne Farbe an, der Sturm heulte, gischtig spritzten die Wellen, und im nächsten Augenblick zuckten Blitze und krachte der Donner. Es gab ein kurzes, heftiges Wintergewitter. Mich trieb das Unwetter auf eine kleine Insel, wo zufällig ein Frachtdampfer lag. Der Kapitän, ein mürischer Seebär, ließ mich an Bord rufen. Dort erklärte er, meine Weiterfahrt wäre Selbstmord. Ich solle an Bord kommen und mit ihm nach Tromsö fahren.

Sein Vorschlag gefiel mir. Wir brachten also das Boot an Bord, und ich meldete mich beim ersten Steuermann, der für mein Wohl sorgen sollte. Er schenkte mir sogleich einen Whisky ein und sagte vertraulich: „Unser Alter ist ein guter Kerl, nur immerzu brummig. Besser ist es schon, du gehst ihm aus dem Wege.“

„Was bin ich für die Fahrt schuldig?“ fragte ich ihn.

„Nichts“, erwiderte er. „Du gibst dem Steward ein Trinkgeld, damit keiner sagen kann, du müßtest dich bettelnd durchschlagen. Der Alte hat dich an Bord genommen, weil er seit Monaten deine Fahrtberichte liest. Wir Seeleute wissen am besten, was es heißt, sich in einer Nußschale durch den norwegischen Winter zu schlagen.“

So kam es, daß ich an Bord blieb und mich sehr wohl fühlte. Da ich seit vielen Monaten auf See lag, gewöhnte ich mich bald an die Bewegungen des Schiffes, so daß mir die Seekrankheit fernblieb. Gern stand ich mit dem Steuermann und dem Lotsen auf der Brücke und verfolgte gespannt die wechselnde Landschaft, sobald aber der „Alte“ kam, zog ich mich zurück, wie es mir der Steuermann geraten hatte. Dann saßen wir manchmal in der Messe und erzählten lustige Schnurren. Vor allem war da ein kleiner, schwarzhaariger Italiener, der auf die heiterste

Art und Weise die Zeit zu vertreiben verstand. Vordem war er Clown gewesen und hatte mit Zirkussen die halbe Welt bereist. Ein artistischer Unfall zwang ihn, seinen Beruf aufzugeben. Also wurde er Schiffskoch. Nun befand er sich auf dem Küstenschoner und vertrieb uns durch seine lustigen Einfälle die Zeit. Als es wieder einmal ausgelassen zuging, bestellte der Zweite (das ist der zweite Steuermann) sechs Flaschen Bier. Der „Alte“ durfte es nicht wissen; er sah es nicht gern, wenn die Besatzung während der Fahrt trank. Es wurden deswegen auch keine Gläser auf den Tisch gestellt, sondern jeder begnügte sich mit seiner Flasche. Als wir in bester Stimmung waren, vernahmen wir die Schritte des „Alten“! Es war zu spät, die Flaschen verschwinden zu lassen. Da riß sie der Italiener an sich, wirbelte alle sechs durch die Luft, stellte eine auf die Nase und eine auf die Stirn, spielte mit den anderen Ball und ging an dem verduzt dreinschauenden Kapitän vorbei und die Treppe hinauf, ohne daß ein Tropfen aus den Flaschen gelaufen wäre. Wir lachten so unbändig, daß der Kapitän kopfschüttelnd die Messe verließ und entweder uns oder den Koch oder uns alle miteinander für verrückt erklärte.

In finsterner Nacht fuhren wir über den Westfjord, der zwischen Bodö und Vaeröy 85 Kilometer breit ist. Das offene Meer steht in ihn hinein, so daß der Fjord nicht mit Unrecht als der gefährlichste aller norwegischen Fjorde betrachtet wird. Ich versuchte über Deck zu springen und auf die Brücke zu gehen, doch sperrten mir schwere Sturzseen den Weg. Also ging ich in die Messe und legte mich auf die Bank, auf der mir der Steward ein gutes Lager zurechtgemacht hatte. Nach kurzem Schlaf erwachte ich durch einen Sturz unter den Tisch. Ich stand auf und legte mich abermals hin. Gleich darauf fiel der Erste aus seiner Koje und kam in Unterhosen in die Messe gerannt. Als er mich auf der Bank liegen sah, fragte er, ob der Lotse auf der Brücke wäre. Ja, sagte ich, denn ich hatte ihn oben stehen sehen. Der Erste kroch in die Koje zurück. Ich fiel bald darauf zum zweitenmal unter den Tisch. Nun blieb ich unten liegen und wickelte mich in die Decke, um weiterzuschlafen. Der Lotse kam die Treppe herabgepoltert und schob fluchend den Südwestler aus der Stirn.

„Draußen ist der Teufel los! Die halbe Decklast ist über Bord gegangen“, grunzte er. Dann trank er heißen Tee und stiefelte die Treppe hinauf.

Als ein Wecker klingelte und der Erste die Wache übernehmen mußte, gab auch ich mein Lager auf. Der Sturm heulte in den Masten und pffif

in allen Tönen. Steil stieg der Schoner auf und stürzte sich in das nächste Wogental, daß eine mächtige Wand aufstieg und donnernd überbrach. Kaum war sie verlaufen, steilte die nächste Woge empor und überschüttete das Deck mit ungeheuren Wassermassen.

Wir standen am Bullauge des Aufganges und sahen in die stürmische Nacht. Als ein günstiger Augenblick gekommen war, riß der Erste die Tür auf und stürzte davon. Er erreichte die Brücke, doch brach unter ihm ein riesiger Wasserberg zusammen. Nun wartete ich ebenfalls auf eine nicht allzu hohe Wogenwand und sauste davon, um mit Affengeschwindigkeit die Treppe hinauf und auf die Brücke zu turnen. Dort standen wir dann Stunde um Stunde und sahen zu, wie uns der Westfjord überschüttete.

Im Morgengrauen gewahrten wir vor uns die Inseln der Lofoten. Das Feuer von Vaeröy blinkte. Der Lotse signalisierte nach einem zweiten Lotsen, aber keiner der Inselbewohner wagte die schützende Bucht zu verlassen. Wir mußten in dem schweren Seegang vor Anker gehen und den Tag erwarten, bis unser Lotse selbst die Einfahrt fand.

Die Lofoten sind eine weit in den Nordatlantik vorstoßende Inselkette, von denen selbst die kleinsten Inseln, wie Röst und Skomvaer, besiedelt sind. Da sie jedoch bergig und zum Teil über tausend Meter hoch sind, bieten sie der Bevölkerung so wenig Platz, daß Ackerbau und Viehzucht kaum betrieben werden. Mancherorts bestehen die Siedlungsplätze aus nacktem Fels, auf dem kein Grashalm gedeiht. Trotzdem wohnen dort Menschen. Sie ernähren sich eigentlich nur vom Fischfang. Vor allem fangen sie von Januar bis März Dorsche, die in unvorstellbar großen Schwärmen in den Westfjord kommen. 30 000 Fischer stellen sich um diese Zeit mit fast 10 000 Fahrzeugen in den Lofoten ein, um den Dorschfang aufzunehmen.

Es ist ein großartiges Bild, die vielen Kutter und kleinen Riemenboote zu Füßen himmelhoher Berge auf den Fangplätzen liegen zu sehen. Bei schönem Wetter ist die Ausfahrt ein Vergnügen, im Sturm dagegen hat jedermann zu beweisen, daß er Nachkomme eines furchtlosen Geschlechtes ist. Groß ist die Zahl der Opfer, die der Westfjord alljährlich fordert, aber seit vielen Jahrhunderten betreiben die Norweger den Dorschfang in den Lofoten, und jeder Fischer ist stolz, „Lofotkar“ gewesen zu sein. Ich kenne welche, die dreißig- und vierzigmal den Fang betrieben haben, und es gibt einige alte Seebären, die seit ihrer frühesten Jugend alljährlich die Lofotfischerei mitmachen und die darüber fünfundsiebzig Jahre alt geworden sind.

„Tja, ein wenig Glück muß schon bei der Sache sein“, erzählte mir ein Alter. „Ich hatte einen nagelneuen Kutter, der ‚Nordstern‘ hieß und um den mich so mancher beneidete. Als aber die Zeit der Lofotfischerei herankam und wir durch den Westfjord schlingerten, fiel der Eimer um und steckte seinen Kiel in die Luft. Wir sprangen über Bord und setzten uns drauf. So hat man uns gefunden. Dreimal ist mir der ‚Nordstern‘ umgefallen, dann verkaufte ich ihn und nahm einen alten Kutter, die ‚Anne‘. Das war ein feines Boot, aber die andern nannten es Himmelsschlüssel, weil es eine viel zu schwere Maschine besaß und achtern zu schwer im Wasser lag. Fünf Jahre machte die ‚Anne‘ die Lofotfischerei mit, dann soff sie eines Tages ab.“

„Was geschah dann?“ fragte ich gespannt.

„Tja, dann wurde ich alt und setzte mich auf die Ruderbank, um den Rheumatismus aus den Knochen zu treiben.“

Ähnlich lautet der Lebenslauf vieler Fischer. Auf der Ruderbank fangen sie an, und dort hören sie wieder auf. Aber gerade die Riemenboote verkörpern die alte motorlose Zeit, in der die Kraft des einzelnen auf die Probe gestellt wird. Noch heutzutage trifft man auf den Fangplätzen schnittige Nordlandboote mit sechs und acht Mann auf den Bänken. Diese wetterfesten Kerle in ihrem gelben Ölzeug rudern zu sehen, ist ein Erlebnis! So schwerfällig der Norweger auf Land erscheint, so flink ist er auf See. Keinem der auf den Straßen und Hafenplätzen herumstehenden Fischer traut man die Kraft und die Gewandtheit zu, die sie auf ihren Fahrzeugen entwickeln. Wer an ihren Fahrten teilnahm, versteht es, wenn man sie die tüchtigsten und kühnsten Seeleute der Welt nennt.

Die besten Lofotfischer sind natürlich die auf den Lofoten wohnenden Männer und Burschen, die von Kindheit an auf dem Westfjord Dorsche fangen. Es sind ruhige und bescheidene Menschen, die nur der Spott der „Südländer“ in Raserei versetzen kann. „Südländer“ werden die aus dem südlichen Norwegen zum Dorschfang fahrenden Fischer genannt, während die Lofotbewohner und die Fischer Finnmarkens „Nordländer“ sind. Zwischen ihnen besteht ein uralter Streit, der vor allem in früheren Jahren zu Prügeleien und kleinen „Seegefechten“ führte.

Die Fischeaufkäufer, die mit größeren Handelsfahrzeugen zur Lofotfischerei kommen, sind oft genug die Leidtragenden dieser Streitigkeiten gewesen, weil vor lauter Prügelei zu wenig Dorsche gefangen wurden. Sie haben deswegen mehrfach versucht, die kämpfenden Parteien mit Dampf und kochendem Wasser auseinanderzutreiben. —

Vor einigen Jahren filmte ich den Fang. Ich stand an einem frühen Morgen auf einem Kutter hinter dem Apparat und wartete wieder einmal auf die Ausfahrt der Flotte. Der Hafen war so gestopft voll Fahrzeuge, daß die hinteren Boote lange warten mußten, bevor sie an die Reihe kamen. Neben uns lagen einige Südländer, während ich auf einem Nordländer stand.

„Rückt zu!“ rief unser Rudergast einem Südländer zu. Der drehte sich um und spuckte auf unser Boot. „Setzt eure alte Kaffeemühle in Gang oder wir quetschen euch zu Brei!“ schimpfte einer von den Unsrigen. Als Antwort kam von drüben Tabaksaft. Da steckte unser Rudergast seinen Kopf zum Fenster heraus und rief mir zu: „Film diesen idiotischen Südländer! Einen solchen Wasserkopf findest du deiner Lebtage nicht wieder!“ Kaum hatte er es gesagt, ergriff der Südländer einen Enterhaken und kam mit Riesensätzen auf unser Boot gesprungen. „Euch werde ich zeigen, was ein Wasserkopf von eurem Filmkasten denkt!“ rief er wutentbrannt. Zwei der Unsrigen drängten ihn auf sein Boot zurück. Gleichzeitig kamen wir frei und brachten einen Streifen Wasser zwischen die Fahrzeuge. Der Südländer versuchte uns mit dem Enterhaken zu treffen, aber er schadete weder dem Rudergast, der hinter dem Fenster lachte, noch mir, weil ich blitzschnell hinter das Ruderhaus gesprungen war. —

Als ich zum erstenmal die Lofoten sah, hatte ich keinen Begriff von der Lofotfischerei, aber ich ahnte, daß auf diesen steilen, sturmumbrausten Inseln ein prächtiger Menschengeschlag wohnt. Vielerorts sind die Häuser mit vier Stahlrossen an den Felsen geschmiedet, damit sie nicht vom Sturm ins Meer geschleudert werden. Trotzdem geschieht es ab und zu, daß ganze Gehöfte Opfer einer Sturmnacht werden.

Unser Schoner fuhr an den Lofoten vorbei und durch viele Fjorde nordwärts, bis er am 30. November Tromsö erreichte. Diese Fahrt zu beschreiben, erübrigt sich, weil ich den Beschluß faßte, von Tromsö nach Narvik zu segeln, um von dort das schwedische Lappland aufzusuchen.

SOS - und keiner hört

In Tromsö wollte ich mein Boot gründlich und fachmännisch überholen lassen, doch fand sich kein Mensch, der sich auf solche Arbeit verstand. Es blieb wieder bei Gummilösung und zerschnittenen Autoschläuchen. Daß ich unter diesen Umständen keine gefährlichen Küstenstrecken passieren konnte, leuchtete mir ein. Meine gesamte Ausrüstung hatte so gelitten, daß ich Koffer und viele andere Dinge über Bord warf. Es war eigentlich Zeit, die Fahrt aufzugeben.

Vorerst bummelte ich durch die Stadt und sah mir die prachtvollen Pelzwaren an, die in den Geschäften ausgestellt waren. Tromsö ist schließlich nicht umsonst die Zentrale des Nordens. Wer in die Arktis fährt, startet in dieser schönen Stadt, und wer vom Fang heimkehrt, setzt seine Beute in Tromsöer Handelshäusern ab. Die Tromsöer nennen ihre Stadt Klein-Paris. Das ist allerdings übertrieben und dürfte nur wegen der kostbaren Pelze so genannt werden. Die Tromsöer Mädchen nehmen sich diesen Ausdruck jedoch so zu Herzen, daß sie am liebsten Pariserinnen sein möchten. Gott sei Dank sind sie es nicht. Sie sind viel herber und passen sich großartig ihrer nordischen Landschaft an. Tromsö ist viel zu schön, als daß man Vergleiche mit südlicheren Städten anstellen sollte! Es ist allerdings nicht für Zierpuppen und eingebildete junge Männer. Wer die schönste Seite Tromsös kennenlernen will, muß sich mit ein wenig Fischblut, Trangeruch und Pelzduft abfinden. In verborgenen Hafenwinkeln, in kleinen Cafés, und auf berühmten Eismeerfahrzeugen, auf denen Nansen und Amundsen gefahren sind, finden wir den Zauber dieser nordischen Stadt. Wer Glück hat, trifft einen Journalisten oder irgendeinen Alten, der ihn mit in seine Hütte nimmt und ihm vergilbte Amateuraufnahmen zeigt. Und der Alte schaut auf die Bilder und spricht:

„Da siehst du Amundsen startklar vor seinem letzten Flug ins Packeis, wo er, trotz vorhergegangener Fehde, Nobile und seine Mannschaft retten wollte. — Und hier siehst du den Sarg Andrées, jenes Mannes, der mit dem Ballon den Nordpol überfliegen wollte und der 33 Jahre verschollen war. Ein Fangboot brachte seine und seiner Begleiter Reste nach Tromsö. — Dies hier war ein seltsamer Gast“, fährt der Alte fort und zeigt die Aufnahme eines U-Bootes. „Es ist die ‚Nautilus‘, mit der Wilkins die Arktis erforschen wollte. Sein Unternehmen schlug fehl, und die ‚Nautilus‘ wurde versenkt.“

Stundenlang lauscht man den Erzählungen, die von Heldentaten unerschrockener Männer berichten, und man erfährt von furchtbaren Tragödien, die sich im Packeis abgespielt haben. Wer kennt nicht die Heldenfahrten eines Amundsen? Wer sie jedoch durch den Mund eines Mannes erfährt, der Amundsen selber kannte oder der gar mit ihm auf Langfahrt gewesen ist, der erlebt es so ganz anders.

Aber nicht nur die Geschichte großer Männer wob um Tromsö einen Glorienschein, sondern unbekannte Eismeerfahrer geben ihre eigenen Erlebnisse dazu. Über ihre Fahrten wird kein Buch geschrieben, kein Fremder kennt ihren Namen; sie sind und bleiben unbekannte Helden der Arktis. Viele von ihnen verbringen die lange, dunkle und sturmgepeitschte Winterzeit auf Spitzbergen oder irgendwelchen kleinen Inseln, um Pelztiere zu erlegen, mit deren Fellen sich schöne Frauen schmücken. Aber keine dieser Frauen weiß, unter welchen Mühen das Tier gefangen wurde, daß der Jäger vielleicht dem Wahnsinn verfiel oder in grausamer Kälte erfror. Der Fänger wünscht sich keinen Dank. Er denkt auch nicht an jene Frauen, die er mit seinem Pelzwerk beglückt, sondern ihn hält das ewige Eis des Nordens gefangen. Hundertmal schwören diese rauhen Männer bei allem was ihnen heilig ist, daß sie nie wieder das Packeis betreten werden, wenn sie aus der weißen Hölle heraus und wieder unter Menschen kommen sollten. Aber so wie sie die Arktis verfluchen, so lieben sie dies ferne Land. Nach langer Winternacht und hoffnungsloser Einsamkeit gehen sie in Tromsö an Land und heim zu Weib und Kind, aber sobald der Herbst naht, rüsten sie zu neuer Fahrt in die erbarmungslose Winternacht.

Alle diese Leiden und Freuden sprechen aus den Winkeln und Hütten dieser kleinen Stadt, die die schönste aller nordischen Städte ist. So wie sie im Sommer vom Schein der Mitternachtssonne überstrahlt, von Blumen geschmückt und von Wäldern umgeben ist, träumt sie im Winter im tiefsten Schweigen hoher Berge und dunkler Fjorde.

Als ich das erstmal nach Tromsö kam, traf ich einen Landsmann, der soeben aus dem Eismeer kam, wo er vornehmen Touristen die Gewehre tragen durfte, damit sie Eisbären abknallen konnten. Freund Erwin hatte die Nase voll. „Die Fahrt war in Ordnung, Käptn Sjeldrup ein feiner Mann, und die ‚Quest‘ ein tadelloses Boot, aber die schießwütigen Herren paßten mir nicht.“

„Und was tust du jetzt?“ fragte ich.

„Kohlen schippen“, versetzte er.

Wir hatten beide die Nase voll. Deswegen kamen wir auf den Ein-

fall, einen kleinen Bummel durch den Balsfjord zu machen. Das Postschiff war nicht das Richtige für uns, deshalb entschlossen wir uns für die „Sturmbräut“. Obwohl ich Erwin eine ungemütliche Fahrt versprach, erbat er sich Urlaub und kam zu mir an Bord. Er hatte kaum eine Stunde im Boot gesessen, als er behauptete, die Sitzfläche wäre reichlich feucht. Ich tröstete ihn und versprach ihm schließlich eine angenehme Fahrt, obwohl ich wußte, daß er im Wasser saß. Damit er nicht völlig vereiste, legten wir an und vertraten uns auf Land die Beine. Erwins Hosenboden war naß. Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, lud ich ihn zum Mittagessen ein. Es gab für jeden zwei Dosen Ölsardinen. „Gibt es kein Brot dazu?“ fragte Erwin. „Wenn du Glück hast, findest du irgendwo ein gefrorenes Stück“, erwiderte ich. Da begab sich Erwin auf Entdeckungsfahrt. Als er aber nur vereiste Päckchen in die Hände bekam, gab er die Suche auf. „Schöne Schweinerei“, grunzte er, die Eisklumpen ins „Vorschiff“ werfend.

Zum Glück trat ruhiges Wetter ein, und der Balsfjord war so still, daß wir nicht einmal segeln konnten. Hätte es gestürmt, wäre das Boot unter der doppelten Belastung untergegangen. Denn so oft wir auch schöpften, das Wasser drang von allen Seiten ein. Die Haut war vereist, die Gummilösung band nicht mehr, das ganze Boot dämmerte allmählich seiner Auflösung entgegen.

Nach achttägiger Bummelfahrt kehrten wir nach Tromsö zurück. Erwin blieb dort, während ich südwärts steuerte und Rystraumen, einen wegen starker Strömung berühmten Sund, erreichte. Die Strömung zwang mich an Land zu gehen und in einem Fischerhaus zu übernachten. Nachts hörten wir Dampfgeräusche. Wir kamen jedoch nicht gegen den Strom und riefen deswegen telephonisch einen kleinen benachbarten Ort an, von dem wir erfuhren, daß das Postschiff auf Grund geraten war. Es erlitt eine ziemlich schwere Havarie, konnte jedoch geborgen werden.

Nun lag wieder einmal ein breiter Fjord vor mir, der Malangen, den ich trotz leicht bewegter See überfuhr. Mitten im Fjord war es mir, als liefe das dauernd im Boot stehende Wasser bereits über die Luftmatratze. Ich öffnete die Spritzdecke und sah, daß das Wasser wie ein kleiner Springbrunnen aus einer überklebten Hautstelle sprang. Das Loch zu verklemmen war unmöglich. Als ich versuchte, einen Lappen hineinzustopfen, wurde es nur größer. In spätestens einer Viertelstunde mußte das Boot vollgelaufen sein und absacken!

Schnell setzte ich das Segel und fing an zu schöpfen. Zwei volle Stunden schöpfte ich ohne Unterlaß. Da trieb mich endlich der flauere Wind

an Land, und Mann und Boot waren wieder einmal gerettet. Ich zog das Boot auf die Steine, trocknete mit Hilfe einer brennenden Kerze das Leck und überklebte es. Dann paddelte ich weiter, obwohl mir eine recht schwere See entgegenstand. Die Küste war so steil, daß nicht an Land zu kommen war. Ich vertraute jedoch meinem Glück, das mich nie verlassen hatte, und umfuhr den steilen Fels, gegen den viele Meter hoch die Brandung schlug.

Zu der groben See gesellte sich schließlich heftiger Nordwest. Welle um Welle schlug über das Boot, das schwer in dem eisigen Wasser lag. Paddelnd und segelnd arbeitete ich mich langsam an der Felsenküste dahin. Das Boot aber sank tiefer, als zöge es Neptun in sein unterseeisches Reich. Ich setzte die Pfeife an den Mund und signalisierte auf gut Glück um Hilfe. Aber kein Mensch hörte es, weil ich mutterseelenallein vor dieser verwünschten Küste war. Wie lange ich da draußen lag, weiß ich nicht, aber einige Stunden werden drüber vergangen sein. Müde kämpfte ich gegen die schwere See, ohne zu wissen, wo die nächsten Menschen wohnten. Diese Ungewißheit war zermürbend. Als ich jedoch um eine Felsennase bog und ein kleines Dorf erspähte, war meine Freude um so größer. Denn jetzt konnte mir nichts mehr passieren!

Das Dorf war vorhanden, nur wußte ich nicht, wie ich an Land kommen sollte. Denn vor dem Dorf lag ein flacher Strand, über den donnernd die Wogen brachen. Sie rollten weit auf das Land hinaus und rauschten wieder zurück, um neuen Wellen Platz zu bieten. Vernünftiger wäre es gewesen, diese Bucht zu umgehen. Aber ich war so abgekämpft, daß ich die Fahrt abbrechen mußte. Rechtzeitig setzte ich wieder die Pfeife an und rief Leute herbei. Elf Männer kamen schnell daher und gingen in ihre Bootsschuppen, um Ölzeug und Gummistiefel anzuziehen. Dann traten sie furchtlos in die hohe Brandung, erwarteten mein Boot, das auf einer mächtigen Woge angeritten kam, packten es und zogen es auf Land.

Das Seewasser ausspuckend, stieg ich aus dem Wackelpott. „Dank schön“, sagte ich, „ihr habt mir prächtig geholfen!“

„Daran hat es noch nie gelegen“, versetzte ein Mann. „Doch sag mal: Warum gehst du ausgerechnet hier an Land? Von hier kommst du vor Ostern nicht wieder los. Denn so wie heute brandet es immer.“

„Dann bleibt er bis Ostern hier“, erklärte ein anderer. Er reichte mir die Hand und sagte: „Du sollst mein Gast sein, und ich heiße dich willkommen.“

Ich bedankte mich und nahm seine Einladung an, versicherte aber so-

gleich, nur einige Tage zu bleiben. Dann trugen wir das Boot in einen Schuppen, damit ich es trocknen und überholen konnte.

Vorläufig dachte ich nicht daran, wie ich diese Bucht verlassen konnte, sondern setzte vielmehr das Boot instand und fühlte mich bei den gastfreien Fischern wohl. Nachts lag ich unterm Dach und kuschelte mich in die Decke, um dem Sturm zu lauschen, der heulend um Dach und Wände strich. Durch einen Riß in der Bretterwand sah ich ins Freie. Fast taghell war die Nacht. Das Nordlicht loderte am Himmel, die Sterne verblaßten, weiß leuchtete das Meer, das seine Spritzer bis zu den Bootsschuppen warf. Nebenan standen noch einige Blockhütten im tiefen Schnee. Mit ihren braunen Wänden, den kleinen Fenstern und dem Schneedach sahen sie wie Pfefferkuchenhäuschen aus, aus deren Schornsteinen dünner, blauer Rauch kräuselte.

Am frühen Morgen weckte mich das knarrende Geräusch der Kaffeemühle. Als ich schwere Schritte vernahm, stieg ich die Treppe hinab, um nachzuschauen, wer so früh zur Ausfahrt rüstete. Es waren die beiden Söhne des Hauses und noch zwei junge Männer, die bereits gelbes Ölzeug und bis zum Leib reichende Stiefel trugen.

„Das wird eine stürmische Fahrt geben“, meinte ich.

„Ja“, erwiderten sie, „aber wir haben seit Tagen keinen Fisch im Ort. Der Wind ist übrigens nicht mehr so heftig.“

Der Morgen brach an, der Tag verging, aber die Fischer blieben draußen. Still saßen die Frauen am Spinnrad, während die Kinder das Eis von den Fensterscheiben kratzten, um übers Meer zu spähen. Die Männer gingen von Haus zu Haus und unterhielten sich über den Fang. Sie kamen immer wieder zu dem Ergebnis, daß alles möglich sei.

Als der frühe Abend übers Land kam, rief der Wortführer der kleinen Gemeinde die umliegenden Ortschaften an, ob sie die ausgefahrenen Fischer gesehen hätten. Von überall her kam verneinender Bescheid.

Lange Zeit standen wir an den Bootsschuppen und schauten über das tobende Meer. Ein Fischdampfer kam weit draußen vorbei. Er wurde von schweren Seen überrannt und kam nur langsam voran. Als uns die Kälte durch Ölzeug und Stiefel drang, gingen wir ins Haus und tranken heißen Kaffee. Dann fanden wir uns wieder drunten an den Schuppen.

„Wir sollten sie suchen“, schlug ein Bursche vor.

Keiner sagte etwas dazu, aber sie machten ein Boot zurecht und schoben es über die Bohlen. Dann warteten wir abermals in träge verrinnender Zeit. Plötzlich kam ein Junge schreiend dahergerannt und schrie: „Sie kommen! Weit draußen tanzt ein Punkt auf den Wellen!“

Jetzt erkannten wir ebenfalls trotz der Dunkelheit ein Boot, das in der Ferne auftauchte und wieder verschwand. Es kam immer näher, denn es ritt mit der See. Und dann kam der Augenblick, daß wir in die Brandung springen und den heimkehrenden Burschen behilflich sein mußten. Mit Bärenkräften packten wir zu und zogen das schwere Boot an Land, bevor es von der nächsten Welle vollgeschlagen werden konnte.

Obwohl sich jeder über die glückliche Heimkehr der vier Burschen freute, sprach keiner von der ausgestandenen Angst. Als fänden ähnliche Ausfahrten täglich statt, schoben die Männer das Boot in den Schuppen, die Burschen teilten die Fische, und ein jeder ging davon, ohne zu fragen oder zu sagen, wie es draußen war.

Jetzt gab es wieder einige Fische im Haus, die Sorge schwand aus allen Gesichtern, und wir saßen beim dampfenden Kaffee und sprachen im Lampenschein von dem stürmischen Wetter. Mein Hauswirt fragte die Söhne, ob sie allein auf See gewesen wären?

„Ja“, sagte der eine, „das kann man wohl sagen. Ein Trawler kam vorbei, sonst sahen wir niemand.“

„Wie habt ihr euch nur gegen die See halten können?“ fragte ich.

„Drei ruderten, während der vierte die Leine zog.“

„Ist denn das Boot nicht vollgeschlagen?“

„Manchmal sah es so aus. Dann schöpften zwei, und zwei ruderten.“

Das war alles, was wir aus diesen Burschen herausbrachten. Sie legten sich bald danach auf die Ohren und schliefen und schnarchten, daß die Dachbalken dröhnten.

Sie schliefen immer noch, als ich am nächsten Morgen Abschied nahm. Denn ich fuhr weiter, obwohl mich die Leute warnten. Aber ich hatte mein Boot so gut überholt und abgedichtet, daß mir nichts passieren konnte. Hatte ich übrigens die nächste Landzunge umgangen, geriet ich in ruhigeres Fahrwasser und konnte das Segel setzen. Die Männer griffen wieder tatkräftig zu. Ich stieg bereits auf Land ins Boot und verschloß es gut, damit es nicht vollschlug. Dann paßten wir eine besonders große Woge ab, die Männer hoben das Boot aus, liefen in die Brandung, und mit dem zurückflutenden Wasser paddelte ich drauflos und kam so glücklich los vom Land.

Der Gisund, den ich erreichte, war fast still. Ich segelte unter gutem Wind südwärts und überquerte eine breite Bucht. Kaum hatte ich jedoch die Küste verlassen, fuhr ich auf eine Schäre. Es gab einen kleinen Ruck, das Boot fuhr weiter, und ich vergaß diesen kleinen Zwischenfall, der mir gar bald recht verhängnisvoll wurde. Denn weit ab vom Land merkte

ich, daß mein Fahrzeug sank! Ich schöpfte, daß mir der Schweiß aus den Poren drang, aber das Wasser drang viel rascher ein. Das Boot lag so tief in der See und war so schwer, daß es der Wind nur langsam vorwärts trieb. Einige Fischer segelten weit draußen auf dem Fjord. Ich suchte mein Pfeifchen, doch fand ich es nicht. Also rief ich, damit sie auf mich aufmerksam wurden.

Kein Mensch hörte, ich war auf mich selbst angewiesen. Es konnte gar nicht mehr lange dauern und mein Wackelpott mußte das Zeitliche segnen. Herrgott, wie ich schippte, schwitzte und Neptun und sein Gefolge bat, mir doch Zeit zu geben! Das Boot sackte ab. Es war gar nicht mehr daran zu zweifeln. Und schöpfte ich in meiner Verzweiflung, so schob ich den Untergang nur in die Länge. Viel einfacher wäre es gewesen, den Topf hinzuwerfen und über Bord zu springen, um ohne Zeitverlust zu ertrinken. Schwimmen konnte ich wie ein Fisch, aber im Ölzeug hatte ich es niemals versucht. Ich glaubte auch nicht, daß es mir mit dem schweren Zeug am Leibe gelingen würde, das Land zu erreichen.

Das Schöpfen nahm mich so in Anspruch, daß ich zuletzt gar nicht mehr aufsah. Erst als das Boot achtern versank und ich aus der Luke sprang, bemerkte ich vor mir Land. Das Boot sank auch nicht in die Tiefe, sondern blieb mit dem Bug auf einem Stein hängen, während es achtern im Wasser lag.

„Junge, hast du wieder einmal Glück gehabt!“ jauchzte es in mir. Ich war ein wenig naß und das Wasser lief von den Hosen, doch schadete das nicht. Quietschvergnügt zog ich den Wackelpott auf die Steine und schaute mich um.

Besser hätte ich es gar nicht treffen können. Denn neben mir stand ein Blinkfeuer, und vor mir ein Schuppen, dessen Tür ich nicht mal zu öffnen brauchte.

Droben am Berghang lag ein Bauernhof mit schönen großen Gebäuden. Etwas unsicher klopfte ich an und trat ein. Ein junger Bauer kam mir entgegen und bot mir die Hand zum Gruß, eine junge Frau stand am Herd und wendete Gänsebraten, in der Ecke aber lehnte der Weihnachtsbaum...

Fahrtende und Untergang der „Sturmbräut“

Aus diesem „Schiffbruch“ entstand eine große Freundschaft, nämlich zwischen diesen jungen Bauersleuten und mir. Der Bauer hielt es für selbstverständlich, daß ich Weihnachten in seinem Haus verbrachte. Wir ruderten am nächsten Tag nach Gibostad, um die letzten Einkäufe zu tätigen, und hielten uns lange Zeit in den Geschäften auf.

Der Weihnachtsbetrieb war in vollem Gange. Mit Kuttern und Riesenbooten kamen die Fischer nach der kleinen Stadt, um die Kaufmannsläden zu belagern. In ihrem Seemannspäckchen, mit Holzstiefeln und Pelzmützen standen sie priemend und spuckend in den Läden und besahen sich die Dinge, die als Geschenkartikel in Frage kamen. Da gab es Kleidungsstücke, Eßwaren, Stiefel, Schreibzeug, Blechwaren, Töpfe, Tassen, Schlitten und alles was zum menschlichen Dasein gehört, in einem Geschäft zu kaufen. Der eine verlangte Käse, der andere Stoff, und die Kaufleute bedienten schweigend ihre Kunden oder sie sprachen von Dingen, die mit dem Kauf nichts zu tun hatten. Höflichkeit im Handel ist der Norweger schwache Seite. Sie tun, als läge ihnen gar nichts daran, ihre Waren loszuschlagen. Aber das nimmt ihnen kein Mensch übel, weil hinter dem brummigen Wesen keine Böswilligkeit steckt.

Mit vielen Päckchen beladen, ruderten die Männer zurück. Die Dunkelheit lag über dem schweigenden Fjord, Sterne schienen am nächtlichen Himmel, und später huschte das Nordlicht darüber hin. Wir steuerten das Blinkfeuer von Sletnes an und gingen in das Haus, um ein frohes Weihnachtsfest zu begehen. Die Zeit wollte ich gut ausnützen und meinem Faltboot widmen, doch gaben es die guten Leute nicht zu, daß ich während der Feiertage arbeitete oder gar weiterfuhr. So kam es, daß einige Tage verstrichen und ich erst am Silvestertag nach Gibostad paddelte, wo mich abermals liebenswürdige Menschen erwarteten. Es wurde eine richtige Silvesternacht mit Punsch und Lustigkeit.

Die folgenden Tage waren fast windstill, so daß die Fahrt ohne Zwischenfälle verlief. Trotzdem legte ich keine weiten Strecken zurück, weil überall Weihnachtsfeste stattfanden und ich dazu eingeladen wurde. Weihnachten feiert man im Norden nicht nur zwei Tage, sondern bis weit in den Januar hinein. Gearbeitet wird in dieser Zeit nicht viel, und gefestet wird täglich. Es sind allerdings harmlose Feste mit Tanz um den Weihnachtsbaum und heiterer Unterhaltung. Vor allem sorgen die Frauen für süßes Gebäck und Schokolade mit Schlagsahne. Für mich

durchfrorenen und armen Teufel waren diese fröhlichen Abende von besonderem Reiz. Manchmal nahmen mich die Männer beiseite und spendeten ein Gläschen Schnaps. Das war noch in der trocknen Zeit, als jeder seine Flasche versteckt in der Rocktasche trug. Obwohl ich kein Freund alkoholischer Getränke bin, durfte ich den Männern das Vergnügen nicht abschlagen, und ich habe es selten erlebt, daß einer über das Maß getrunken hätte.

Einmal verlor ein Mann das Gleichgewicht und kippte in den Straßengraben, das war jedoch nicht im Norden, sondern irgendwo im Süden. Der Name dieser kleinen Ortschaft spielt keine Rolle. Wir waren jedenfalls eine kleine Gesellschaft lustiger Leute und feierten die helle Sommernacht. Da kam einer auf den Gedanken, Wein und Sekt herbeizuschaffen. Als aber die Gläser auf den Tischen standen und die Stimmung ihren Höhepunkt erreichte, flog die Tür auf und ein Polizist erschien wie ein Geisterspuk. Im Nu waren Gläser und Flaschen verschwunden. Der Amtsgewaltige schritt durch den Raum und befahl in barschem Ton, die Flaschen auszuliefern. Wir waren mucksmäuschenstill und rührten uns nicht. Plötzlich stand ein angesehener Kaufmann auf, erhob sein Glas, reichte dem Polizisten ein zweites und sagte feierlich: „Es lebe das Königshaus!“ Der Polizist zierte sich ein wenig, dann nahm er das Glas und trank es aus. Als wir in später Nacht nach Hause gingen, war er der einzige, der nicht auf seinen Beinen stehen konnte; so gründlich hatte er dem Königshaus das Gute gewünscht.

Daß ich im Trinken sehr bescheiden war, hat mir kein Mensch verübelt. Ich brauchte doch einen klaren Kopf und hütete mich, unvernünftig zu leben. Trotzdem machte ich eines Tages mit dem Straßengraben unliebsame Bekanntschaft.

Ich befand mich im Hause eines wohlhabenden Geschäftsmannes, der zwei erwachsene und recht hübsche Töchter besaß. Nun luden mich die Mädels zu einem abendlichen Rennwolf-Bummel ein, was ich natürlich erfreut annahm, obwohl ich niemals auf einem Rennwolf gestanden hatte. Rennwölfe (auf norwegisch: Sparkstött) sind Schlitten mit stuhlähnlichem Sitz und sehr langen Stahlschienen. Während eine Person auf dem Sitz Platz nimmt, stellt sich die andere auf eine Schiene und stößt mit einem Fuß kräftig ab. Gelenkt wird an der Sitzlehne.

Ich bat die älteste Tochter Platz zu nehmen, stellte mich auf die Schiene und fuhr los. Daß es gut ging, konnte kein Mensch behaupten. Trotzdem kamen wir vom Fleck und sahen dem Schwesterlein nach, das wie ein Wirbelwind im abendlichen Dunkel verschwand.

Solveig, meine Partnerin, war ein prächtiges Mädchen. Wir konnten uns gut unterhalten, und ich war ganz stolz, ein so schönes und gebildetes Mädchen fahren zu dürfen. Sie übersah übrigens taktvoll mein Ungeschick im Rennwolffahren.

Als wir auf einen Berg kamen und eine Abfahrt erreichten, stießen wir auf Astrid, die Schwester. Wir fuhren nun Seite an Seite den Berg hinab, bis Astrid zurückblieb und ich Vorsprung gewann. Die Straße war spiegelglatt. Noch freute ich mich über die gute Fahrt und lenkte sicher den Schlitten, als aber das Tempo rascher wurde und der Rennwolf die ersten Schleuderbewegungen machte, bekam ich es mit der Angst zu tun. Denn meine Bremsversuche scheiterten an dem Eis der Straße. Ich schwitzte fürchterlich und starrte in die Dunkelheit, weil das gewünschte Gefälle doch einmal aufhören mußte. Solveig sprach von der höheren Schule, die sie besucht hatte. Aber was ging mich in diesem Augenblick ihre Schule an? „Meinen Geschichtslehrer hätten Sie sehen sollen“, sagte sie soeben. Ich verwünschte diesen Geschichtslehrer und alle Rennwölfe! Das Unglück war jetzt nicht mehr zu umgehen, und bevor ich es Solveig sagen konnte, sauste das wildgewordene Vehikel in den Graben und überschlug sich.

Als ich einen klaren Gedanken fassen konnte, lag ich zuunterst mit der Nase im Schnee, auf mir lagen Solveig und der Rennwolf. Es wäre meine Pflicht gewesen, aufzuspringen und meiner Freundin behilflich zu sein, aber schließlich mußte sie erst mal heruntergehen, bevor ich aufstehen konnte. Solveig tat es und sah lachend zu, wie ich aus dem Graben stieg. Wir waren mit einigen blauen Flecken davongekommen, doch ärgerte ich mich gewaltig über mein Ungeschick. „Auf See stellen Sie Ihren Mann, nur werden Sie auf Land Rennwolffahren lernen müssen“, sagte Solveig. Sie unterrichtete mich schließlich in diesem Sport, doch bin ich darin nie ein Meister geworden. Todunglücklich startete ich am nächsten Morgen zur Weiterfahrt. Solveig stand mit blauer Stirn vor mir und schüttelte mir kameradschaftlich die Hand. „Auf Wiedersehen!“ sprach sie herzlich. „Ach, lieber nicht“, jammerte eine Stimme in mir. Wie ein geprügelter Hund bin ich in mein Boot gekrochen und weitergefahren, und noch lange sah ich das schöne Gesicht vor mir, mit der blauen Stirn. —

Im Umgang mit Mädchen hatte ich ausgesprochenes Pech. Obwohl ich mir vornahm, keiner Fliege weh zu tun, verließ mich das Glück, wenn es galt, Frauen und Mädchen gegenüber ritterlich zu sein. Mit Ausnahme eines älteren Mädchens verübelte mir niemand meine Streiche; aber dafür war dieses eine „Mädchen“ eine Lappin.

Eines Tages gingen zwei Burschen mit mir in die Berge, um mir ein Lappendorf zu zeigen. Wir liefen viele Stunden durch Birkenwald und über vereiste und verschneite Seen und erreichten ein kleines Dorf, in dem die Kinder rasch in die Hütten sprangen, als sie uns bemerkten. Nun war die Siedlung wie ausgestorben. Rauch kräuselte aus den Schornsteinen der niedrigen Blockhütten, deren Fenster klein und papierverklebt waren.

Wir traten in eine Hütte und klopfen an die Tür. Da eine Männerstimme antwortete, traten wir ein. Am Herd saß ein altes Weiblein, ein Mann schnitzte an einem Holztrög, und einige Kinder hockten auf dem schmutzstarrenden Bett und sahen uns neugierig an. Die Gesichter dieser Seelappen waren breit und flach, die Augen schmal und schief. Während die Kinder mit ihren frischen Wangen lustig aussahen, strotzte das steinalte Weiblein vor Häßlichkeit. Aber es reizte mich, sie zu photographieren. Davon wollte sie jedoch nichts wissen. Ich bettelte in allen Tönen und gab ihr sogar eine Krone. Sie nahm das Geld, ohne auf meine Bitten zu hören. Nun versuchte ich es auf eine andere Art und sagte freundlich: „Wenn du dich photographieren läßt, schicke ich dir ein Bild. Dann werden sich deine Kinder und Kindeskindern freuen, von der guten Großmutter ein Bild zu besitzen.“ Da riß die Alte ihre Schlitzaugen auf und fauchte entrüstet: „Ich habe keine Kinder, denn ich bin ein unverheiratetes Mädchen!“ Wir gaben uns geschlagen und wankten zur Tür hinaus. Draußen lief uns ein Lappe in den Weg. Der eine Bursche packte ihn am Ärmel und fragte: „Wie alt ist das ältliche Fräulein von da drin?“ Der Lappe sah uns verwundert an und erwiderte: „Dreiundachtzig Jahre.“ —

Ich kam nun in ein Gebiet, in dem viele Seelappen wohnten. Vor allem traf ich sie in den Landfjorden, wo sie in torfbedachten kleinen Hütten hausen. Während viele mongolische Gesichtszüge tragen, sind andere von der norwegischen Bevölkerung kaum zu unterscheiden. Es gibt arme und wohlhabende, schmutzige und saubere Seelappen, so daß man dieses seltsame Völkchen, dessen Herkunft recht unbekannt ist, nicht in einen Topf werfen und verachten kann. Wenn auch viele Seelappen hinterlistig erscheinen, sind sie dennoch gastfrei und voller Herzlichkeit. Wer unter den Seelappen verkommene und verlauste Menschen findet, soll immer daran denken, daß der hohe Norden voller Härten ist und daß Elend und verkommene Menschen in allen Ländern der Erde anzutreffen sind. Kam ich zu Seelappen, wurde ich mit großer Freundlichkeit aufgenommen, und hatten sie für mich kein Bett, so legten sie Felle auf die Dielen und bereiteten mir ein Lager.

Trotz aller Freundlichkeit paddelte und segelte ich oft bis tief in die Nacht hinein. Ich wollte endlich das Ziel erreichen und die endlose Fahrerei aufgeben. Die Kälte war jetzt nicht mehr so schlimm, weil es kaum noch stürmte. Die Nächte waren besonders still und hell. Wenn der Schnee leuchtete, der Vollmond schien und kein Wölkchen am Himmel stand, schwanden vor Helligkeit Nordlicht und Sterne. Dann konnte man selbst um Mitternacht im Freien die Zeitung lesen.

Die Landschaft war großartig. Steile Berge erhoben sich ringsum, kleine Dörfer grüßten hier und dort, und dunkel war das Wasser der Fjorde.

Im Raftsund war es besonders schön. Der Sund war schmal und still. Als ich jedoch den Ofotfjord erreichte und nach Narvik abbiegen wollte, fiel mir steifer Westwind in das Segel. Ich freute mich, die letzten Tage meiner Fahrt auf einem stürmischen Fjord zurückzulegen.

An einer Stelle stand ich vor der Wahl, entweder eine breite Bucht oder den Fjord zu überqueren. Ich entschloß mich für den Fjord und segelte frohgemut durch die hochgehenden Wellen. Daß mich der See-gang nicht überrannte und zu Neptun schickte, verdanke ich nur meinem Glücksstern. Ich glaubte, mir könnte nichts passieren, und in diesem blinden Vertrauen unternahm ich die tollsten Fahrten. Daß mein Glücksstern eines Tages verschwand, war für mich die größte Überraschung. Vorerst ging alles gut und ich kam nach Narvik, dem Endziel meiner Reise. Nun stand die treue „Sturmbräut“ in einem Schuppen und wartete auf den Abbau, während ich in einem kleinen Hotel ein Zimmer bezog. Hier betrachtete ich auf einer Karte die zurückgelegte Strecke und war mit mir und meinem Boot zufrieden. Viel hatte ich gelernt, und Großes hatte das Klepperboot vollbracht! Wir hatten schließlich beide bewiesen, daß wir etwas taugten und daß wir uns nicht unterkriegen ließen.

Beim Abendbrot fragte ich einen Gast, ob der Rombaksbotn schön sei? Ja, das wäre er schon, behauptete er. Da stieg in mir der Plan auf, einen Tag zuzugeben und in den Fjord zu segeln. Schließlich konnte ich von dort die Bahn erreichen und nach der schwedischen Grenze fahren und Lappen besuchen, und außerdem war mein Boot in einem einfachen Schuppen besser aufgehoben, als in einem Lagerhaus, wo es vielleicht nur im Wege stand. Also beschloß ich, nach dem Fjordende zu fahren.

An einem strahlenden Morgen erwachte ich und ging zum Kai, um das Boot auszusetzen. Es war am 15. Januar. Die Stadt schlief noch, und es waren nur wenig Menschen auf den Straßen. Einige ausländische

Schiffe lagen im Hafen, um Eisenerz zu fassen, das die Bahn aus den schwedischen Gruben Kiruna brachte und das von hier aus in die weite Welt geschickt wurde. Lore um Lore rollte über die Schienen und schüttelte ihren Inhalt in die bereitstehenden Schiffe.

Gerade als ich den Hafen verließ, kam mir ein Boot entgegen, in dem zwei Männer saßen. „Hallo, wie ist das Wetter im Botn?“ fragte ich sie. „Es stürmt“, erwiderten sie.

„Ist die Küste bevölkert und komme ich überall an Land?“

„Ja, das kann man wohl sagen“, lautete die Antwort.

Dieser irrige Bescheid sollte mir zum Verhängnis werden. In dem guten Glauben, überall Menschen anzutreffen und nötigenfalls an Land gehen zu können, umfuhr ich eine Landzunge und begab mich in den Rombaksbotn.

Eiskalt und heftig fiel mir der Wind entgegen. Es war Fallwind, wie er so oft in diesen tief ins Land schneidenden Fjorden herrscht. Er wühlte das Wasser auf und warf Spritzer um Spritzer über das Boot. Nach ganz kurzer Zeit setzte die Vereisung ein.

Mir war es so recht. Ich paddelte und summte ein Lied und war guter Dinge. Häuser lagen mir zur Rechten, vor mir tauchte eine kleine Siedlung auf, dann kam eine Zeitlang gar nichts. Drüben über dem Fjord standen sehr viele Häuser, aber wegen des Seeganges konnte ich sie nicht erreichen. Ich mußte vielmehr hart am Ufer bleiben, um nicht gar zu sehr von den Wellen überrannt zu werden.

Es wurde Mittag. Der Hunger machte sich bemerkbar, doch fand ich nirgends eine Bucht, in der ich hätte verweilen können. Vorerst hieß es aushalten, bis ich einen passenden Platz erreichte.

Ab und zu wagte ich mich ein Stück auf den Fjord hinaus, um die vor mir liegende Strecke besser übersehen zu können. Ich entdeckte aber nur Steilhang und Birkenwald. Der Wind stand so ungünstig, daß die Wellen die Felsen bespülten und die Brandung sich in den Buchten brach. Es war ganz unmöglich, das Boot an Land zu bringen.

Nach Mittag hatte die Vereisung so überhand genommen, daß ich es für geraten hielt, abzueisen. Selbst auf die Gefahr hin, das Segeltuch des Verdecks zu zerreißen, hieb ich mit dem Messer das Eis ab, so gut es von meinem Sitz aus und in der bewegten See ging. Ich erkannte aber auch, daß ich mit dem Abeisen nichts gewann, sondern nur viel kostbare Zeit verlor. Denn bald mußte ich an Land gehen, wollte ich nicht mein Boot verlieren.

Es dunkelte bereits, und ich hatte noch keine Bucht gefunden. Die

Arme schmerzten mir, im Magen rumorte der Hunger, und überall war Steilküste, Eis und Brandung.

Ich hätte doch nicht fahren sollen, dachte ich, während ich gegen See und Sturm kämpfte. Daß der Tag für mich nicht glücklich verlief, ahnte ich.

Je tiefer ich in den Fjord drang, desto heftiger wurde der Wind. Ich konnte kaum noch den Wellen widerstehen, die mit unheimlicher Wucht dahengerollt kamen. Manchmal stand das Boot wie festgefahren in der tollen See. Trotzdem hielt ich mich Stunde um Stunde, bis ich kaum noch fünfzig Meter voraus sehen konnte. Es kam eine außergewöhnlich dunkle Nacht über das Land.

Die Vereisung war so schwer, daß das Boot kaum noch aus dem Wasser ragte. Es war nur ein Glück, daß es nicht leckte, wodurch es rascher gesunken wäre. Wenn jetzt kein Wunder geschah, drückte mich das verfluchte Eis auf Grund!

So wie das Boot vereiste, war auch ich von einem Eispanzer umgeben. Das Ölzeug war steif und brüchig und voller Eis. Die Sitzluke war so dick umeist, daß ich nicht wußte, wie ich im Notfall herauskommen sollte. Mir selbst war jedoch sehr heiß zumute, weil ich kräftig gegen die See halten mußte.

Plötzlich entdeckte ich vor mir ein kleines Haus! Den Umrissen nach mußte es ein Haus sein, obwohl jeder Lichtschein fehlte. Mir gab dieses kleine Haus übermenschliche Kräfte. Zähneknirschend kämpfte ich gegen die hohen Wogen, doch kam ich kaum von der Stelle. Eine besonders hohe Woge drückte das Boot zur Seite. Ich drückte mit ganzer Kraft dagegen. Aber da kam eine zweite Wasserwand daher und schlug über das Boot. Jetzt war ich aus der Richtung gekommen und bot dem See-gang Breitseite! Wenn das mal gut ging! Aber noch einmal sammelte ich die Kraft und stemmte gegen den gewaltigen Druck der See. Schon drehte sich das Boot, bald hatte ich gewonnen! Das Boot war jedoch viel zu schwer, die Vereisung zu übermächtig geworden. Eine Woge brach über und legte mich wieder quer vor die See. Noch eine Woge drückte dagegen, und dann kam eine schwarze Wand, die plötzlich schaumschlagend überbrach.

Ich wußte, daß diese Wand mein Schicksal war. Mit aller Kraft stützte ich mich auf den Süllrand des Bootes und versuchte aus der eisigen Umklammerung zu kommen.

Ringsum war brodelnde Hölle, schwarz und weiß zischte der Schaum — dann war es ruhig und still.

Gleich darauf bekam ich einen fürchterlichen Hieb über den Kopf. Ein zweites Mal haute ein Knüppel zu. Aber statt zu sterben, erwachte ich. Die Gedanken hatte ich nicht beisammen, nur wußte ich, daß ich in der Brandung lag und mit dem Kopf gegen den Felsen schlug. Ich hatte keine Lust, der See als Rammbock zu dienen und raffte mich auf, um in Sicherheit zu kommen.

Da stand vor mir das Haus! Ich rief um Hilfe, doch kein Mensch hörte. Mit beiden Fäusten trommelte ich gegen die Tür. Als nicht aufgemacht wurde, brach ich vor Erschöpfung zusammen.

Da lag nun das Bündel Mensch vor einer verschlossenen und unbewohnten Hütte und verlor die Kraft. Acht Monate und viele tausend Kilometer hatte ich gebraucht, um kläglich zu verenden. Das war mir altem Seebär doch zu viel. Ich stand auf und ging in die Brandung zurück, um mein Boot zu suchen. Einzelne Stücke kamen dahergetrieben, Stäbe, Besegung, die Proviantkiste und verschiedenes mehr. Ich packte das Zeug und warf es auf Land. Mit den Gedanken war es allerdings schlecht bestellt. Denn während ich Decken und Besegung vorsichtig an Land trug, schleuderte ich zerbrechliche Gegenstände auf die Steine, daß die Splitter nur so sprangen. Daß ich auf diese Weise auch die Thermosflasche erledigte, gereichte keinem zum Schaden. Denn diese Flasche hatte mich mit eingefrorenem Kaffee so oft geärgert, daß ich ihr das schmachliche Ende gönnte.

Als ich glaubte, alles erreichbare Gut geborgen zu haben, setzte ich mich abermals vor die Hütte und überdachte meine Lage. Die Kälte war so groß, daß ich allmählich vereiste. Einfach wäre es gewesen, die Fenster der Hütte einzuschlagen und mich häuslich einzurichten. Aber als ich es versuchte, waren die Fenster mit Läden verschlossen. Mir blieb weiter nichts übrig, als den langen Marsch nach Narvik zu wagen. Daß in steiler Höhe die Schienen der Erzbahn nach Narvik führten, fiel mir in meiner kläglichen Verfassung nicht ein. Ich stolperte an der Küste entlang, kletterte über steile Felsen, rutschte auf dem Eis aus und fiel in die Tiefe. Das tat ich eine lange Zeit. Dann wurde ich müde, legte mich hin und ruhte aus. Bevor ich einschlief, was mein Tod gewesen wäre, raffte ich mich wieder auf und schleppte mich weiter. Immer kürzer wurden die Strecken, immer öfter blieb ich liegen. Als es gar nicht mehr ging, gab ich die Wanderung auf und schlief ein. Da war mir, als erlebte ich den Untergang der „Sturmbräut“ noch einmal. Erschreckt fuhr ich auf und sah mich um. Aber da erblickte ich das Elend und die dunkle Nacht. Ich wollte mich wieder in den Schnee legen, da entdeckte ich weit in der Ferne

ein winziges Licht. Wo Licht ist, sind auch Menschen! Diese Tatsache gab mir die Kraft, mich zum letztenmal aufzuraffen und weiterzuschleppen, um vor einer kleinen Hütte, aus deren Fenster ein Lichtschein fiel, umzufallen.

Daß ich so oft zusammenbrach, lag an den erfrorenen Füßen. Sie hingen mir kraft- und gefühllos wie Bleiklumpen an den Beinen. Meine Gedanken dagegen hatte ich beisammen, und ich schämte mich, wie ein Waschlapfen hinter dem Haus zu liegen und auf Hilfe zu warten. Auf allen vieren kroch ich zur Hüttenwand und zog mich an ihr hoch, dann tastete ich nach der Tür, stieß sie auf und polterte in einen kleinen, lichtlosen Vorraum.

Ein alter Mann kam aus dem angrenzenden Zimmer. Kaum hatte er mich gesehen, nahm er einen Besen, faßte mich am Arm und brachte mich vor das Haus, wo er mir das Eis vom Ölzeug schlug. Wortlos schob er mich ins Haus zurück und gab mir einen Schnaps, der so kräftig war, daß mir das Wasser aus Nase, Mund und Augen sprang.

„So, nun gib ihm mal trockenes Zeug, Mutter“, sagte er. Er half mir aus meinem Eispäckchen und lehnte freundlich meine Einwände ab. „Mach dir nichts draus“, meinte er. „Ich habe auf See zwei Söhne verloren, und denen wird es kaum besser ergangen sein. Das ist nun mal so, wenn man bei Wind und Wetter draußen liegt.“

Verwundert sah ich auf meine Kamera, die plötzlich vor mir auf dem Tische lag. Wo kam sie nur her? Der Alte lachte und erwiderte: „Du hieltest sie fest unterm linken Arm.“

Ich wußte es nicht. Aber mir kam es vor, als wäre der linke Arm wie gelähmt gewesen und als hätte ich ihn nicht bewegen können. Kopfschüttelnd machte ich mich an die Arbeit, die Kamera in ihre einzelnen Bestandteile zu zerlegen und jedes Teil vom Seewasser zu reinigen. Daß während dieser Beschäftigung meine Füße wie Feuer brannten, beachtete ich nicht. Die Erfrierung konnte behoben werden, aber die Kamera ging zum Teufel, wenn ich sie liegen ließ.

Bevor ich schlafen ging, nahm ich beide Hände voll Schnee und schlich mich auf den Boden, um die Füße tüchtig zu massieren. Weil es zu spät war, fand ich mich auch damit ab und versuchte zu schlafen. Nun war jedoch das Gerücht meines Unfalls nach Narvik gekommen und hatte einige Journalisten auf die Beine gebracht. Meine alten Wirtsleute verweigerten jede Aussage und sperrten die Bodentreppe, damit mich keiner störte. Am frühen Morgen waren sie wieder zur Stelle und überraschten mich beim Frühstück.

Sie waren jedoch nicht die einzigen, die mich sprechen wollten. Es fanden sich einige Männer ein, die sich bereit erklärten, nach der Unfallstelle zu fahren, um meine Habe zu bergen. Der Seegang ließ uns jedoch nicht ausfahren, so daß wir erst anderntags die Fahrt antreten konnten.

Zur Zeit der Ebbe fanden wir mein Boot. Es war vollständig auseinandergerissen und glich einem Trümmerhaufen. Verstreut lagen die Ausrüstungsstücke umher, doch war alles völlig vereist. Wir luden das Ganze in unser Boot und ruderten nach dem Fischerhaus zurück, wo ich die besten Stücke auftaute, das übrige jedoch dem Fjord übergab.

So endete die Fahrt mit der „Sturmbräut“, die wahrhaftig einen besseren Abschluß gefunden hätte, wenn ich in Narvik geblieben wäre. Nun saß ich viele Tage in der kleinen Hütte am Fjord und behandelte meine erfrorenen Füße und Knie. Weil aber alle meine Bemühungen fehlschlügen, humpelte ich trotz eiternder Wunden zum Bahnhof und fuhr zur schwedischen Grenze hinauf, um mich dort auf die Skier zu stellen und einige Lappstämme aufzusuchen. Mein Begleiter war ein Norweger, der wie ein Teufel auf den Brettern stand. Während er seine weiten Schwünge zog, humpelte ich hinterdrein und purzelte in jeder Kurve, weil die Füße gar zu sehr schmerzten.

In diesen Tagen lernte ich einen Lappen kennen, mit dem mich heute noch gute Freundschaft bindet. Es war Pher Thuuri, ein Neffe des alten Lappendichters Johann Turi. Wir trafen ihn in einer Skihütte, wo er mit seinen beiden Burschen und mehreren Hunden hauste. Er lag unter Fellen und schlief, als wir zu ihm kamen. Obwohl er tagelang nicht geschlafen hatte, stand er sofort auf und hieß uns freundlich willkommen. Sein scharfgeschnittenes Gesicht zeichnete ihn von seinen Stammesgenossen aus, und mit seiner Bildung konnte er sich selbst in den besten Gesellschaftskreisen sehen lassen. In angeregter Unterhaltung verbrachten wir den Tag, bis ihn die Pflicht zu seinen Renttieren rief. Einige Jahre danach wanderte Thuuri nach Alaska aus.

Ich stand eines Tages auf einem holländischen Dampfer, der mich nach Rotterdam brachte. Das Land entschwand den Blicken, kleiner wurden die Inseln der Lofoten, stürmisch sank die Nacht über das wogende Meer. Wehmütig nahm ich von Norwegen Abschied. Das Nordlicht winkte mir seinen letzten Gruß, der Dampfer aber zog rauschend in ein wärmeres Land und führte mich stampfend in die Zukunft hinein.



Inhalt

	Seite
Vorwort	3
Hals über Kopf ins große Abenteuer	5
Vom Regen in die Traufe	14
Mädchen, Blumen und stürmische See	28
Tot und wieder auferstanden	41
Peinliche Begegnung mit Walen	45
Ein schlimmer Feind — die Kälte	51
Allerlei Zwischenfälle	60
Fahrt über den Polarkreis	70
SOS — und keiner hört	79
Fahrtende und Untergang der „Sturmbräut“ ...	86



Der Verfasser mit seiner „Sturmbräut“

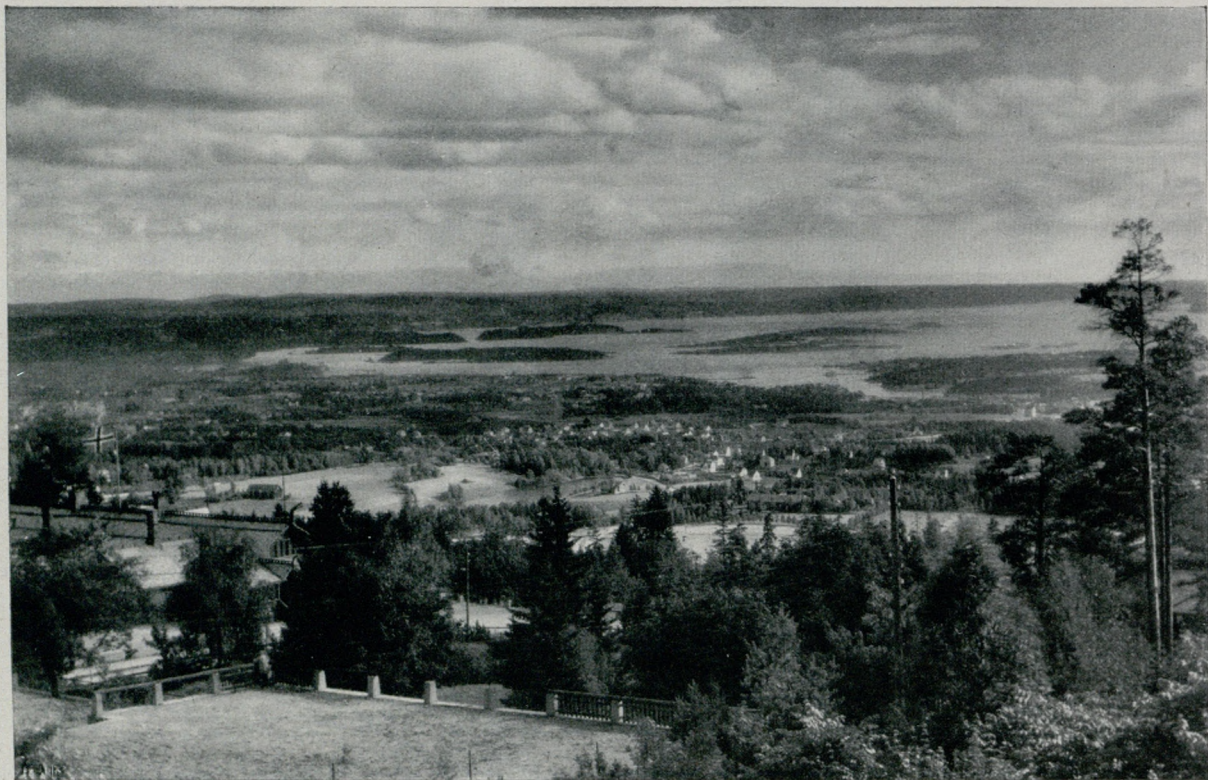
Bilder erzählen von Norwegen...



Altschwedisches Vorratshaus

Floßbau an der Küste





3 Oslo und Oslofjord von Holmenkollen aus gesehen



Deutsche Kolonisten im Oslofjord

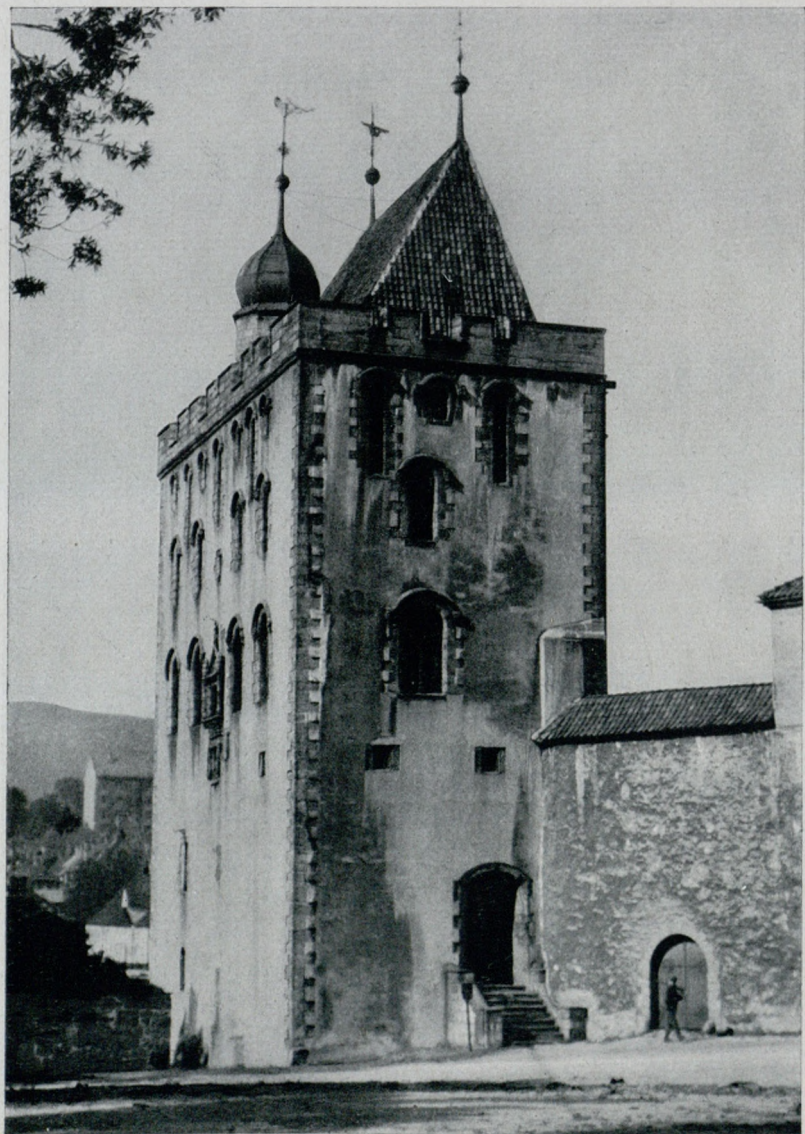




Hochzeit im Hardanger



Stabkirche aus dem 12. Jahrhundert



Turm in Bergen



*Fischmarkt
in Bergen*



*Nächtlicher
Fischzug
im Hardanger*



Die „Sieben Schwestern“ auf Alstahaug

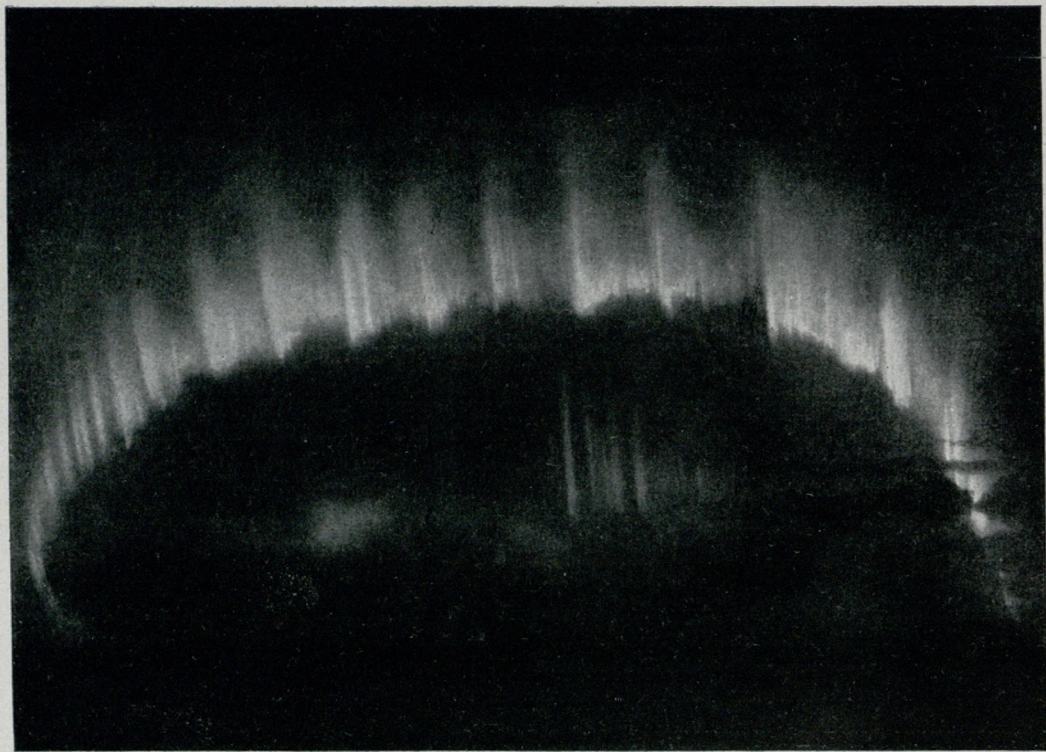


Auf der Alm

Norwegisches Dorf









Kabelvaag mit Vaagekallen



Lofotfischer
auf dem
Westfjord



Die Bildvorlagen lieferten:

Der Verfasser Erich Wustmann zu Seite 1, 2, 4, 7, 9, 11, 12, 15

Wilse, Oslo, zu Seite 3, 5, 6, 10, 13

H. Neupert, Oslo, zu Seite 14, 16

E. O. Hoppé (Mauritius-Verlag, Berlin) zu Seite 8

12088